

Fremde Eltern

**Zeitgeschichte in Tagebüchern und Briefen
1933-1945**

Joachim Krause (Hrsg.)

Mit einem Nachwort von Christoph Dieckmann

Sax-Verlag Markkleeberg

ISBN: 978-3-86729-177-4

408 Seiten, Hardcover, 24,80 €

Erschienen August 2016

**Exposé
und Einleitung ab Seite 3**

Leseproben ab Seite 11

KONTAKTE:

SAX-Verlag – Birgit Röhling
Eibenweg 62, 04416 Markkleeberg
Tel. 0341-3502117
E-Mail: info@sax-verlag.de

Joachim Krause
Hauptstr. 46, 08393 Schönberg
Tel. 03764-3140
E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de

Joachim Krause (Hrsg.)

Fremde Eltern

**Zeitgeschichte in Tagebüchern
und Briefen 1933-1945**

Mit einem Nachwort von Christoph Dieckmann

Sax Verlag

Exposé:

Übersicht und Einleitung zu dem Buch

Fremde Eltern

Zeitgeschichte in Tagebüchern und Briefen 1933-1945

INHALT

| | |
|---|-----|
| Einführung (von Joachim Krause) | 7 |
| Der Weg von drei Bürgerkindern in der Nazizeit | 11 |
| Verwickelte Beziehungen | 14 |
| Lese-Hilfen | 17 |
| Prolog: Wetterleuchten | 19 |
| I. Aufbruch und Umbruch – die neue Zeit (1933–1938) | 23 |
| 1933 | 24 |
| 1934 | 32 |
| 1935 | 41 |
| 1936 | 62 |
| 1937 | 72 |
| II. Vorrecht des Stärkeren (1938–1941) | 81 |
| 1938 | 82 |
| 1939 | 102 |
| 1940 | 135 |
| 1941 | 162 |
| III. Zeit der Wende (1941/42) | 201 |
| 1942 | 217 |
| IV. Glauben und Zweifeln (1942–1945) | 263 |
| 1943 | 269 |
| 1944 | 308 |
| 1945 | 343 |
| V. Kapitulation (1945) | 349 |
| Epilog: Ein zweites Leben | 371 |
| Beginn eines neuen Lebens für Margarete und Christian nach dem Ende des Krieges | 372 |
| Persönliche Einsichten und Fragen der drei Kinder von Margarete und Christian nach der Lektüre der Briefe und Tagebücher (2014) | 375 |
| Irrlicht und Sumpf | |
| Ein Nachwort von Christoph Dieckmann | 383 |
| Anhang | 389 |
| Ausführliche Lebensläufe | 390 |
| Übersicht zu wichtigen in den Texten vorkommenden Personen aus den Familien Krause und Liebelt | 393 |
| Sachwortregister und Abkürzungen | 394 |
| Personenregister | 399 |
| Anmerkungen | 401 |

Einführung

Ich habe dieses Buch nicht geschrieben.
Ich habe es abgeschrieben.

Auf dem geräumigen Dachboden meiner Eltern standen jahrzehntelang einige Kartons und Kisten in einer dunklen Ecke. Manchmal wurden sie von hier nach da gerückt. Selbst für uns Kinder, die wir sonst neugierig überall herumstöberten, war das nicht interessant: Päckchen von vergilbten Briefen, sorgsam mit Bändchen zusammengeschnürt, Notizhefte, Tagebücher – alles in krakeliger Schrift, mühsam zu entziffern. Irgendwo dazwischen fand sich auch ein Ordner mit Urkunden, Schulzeugnissen, amtlichen Schreiben ...

„Alt, von vor dem Krieg“ – das erschien mir schon in den 1960er Jahren unendlich weit weg, und mit dem Alltag, mit meinem Hier und Heute, hatte das nichts zu tun. Meine Eltern hatten wohl nie Zeit gefunden (oder nicht finden wollen?), dieses Erbe noch einmal systematisch zu sichten. So wanderten die Kisten mit ihrem Inhalt bei jedem Umzug mit und das Papier gilbte vor sich hin. Als meine Eltern gestorben waren, stolperten wir beim Aufräumen wieder über diese Hinterlassenschaft. Diesmal übersiedelten die Kisten auf den Dachboden meines Hauses. Eigentlich war das nur noch störender Ballast.

Irgendwann beschlossen wir im Geschwisterkreis, das Ganze ein letztes Mal in die Hand zu nehmen, die wenigen für uns noch interessanten Unterlagen zu retten – und den Rest zu entsorgen. Mehrere Abende lang saßen wir am Wohnzimmerisch und blätterten. Was gingen uns die Liebesbriefe unserer Eltern aus ihren jungen Jahren eigentlich an? Wollten wir, sollten wir, durften wir das überhaupt lesen? Und dann noch diese unleserlich gekritzelten Taschenkalender aus den 1940er Jahren?

Mühsames Sortieren. Einiges wurde sofort zu Altpapier erklärt. Der Papier-Stapel war merklich kleiner geworden. Ein Rest, zu dessen Vernichtung wir uns nicht durchringen konnten, wurde in eine schwarze Tasche verpackt und wanderte noch einmal auf den Dachboden. Vielleicht würde sich ja irgendwann eine Gelegenheit ergeben

...

Jahre später nahm ich eine dünne Mappe mit damals „geretteten“ Zeitungsausschnitten, Briefen und Urkunden in die Hand und stöberte darin. Nanu? Was? Interessant! Da las ich zufällig ein paar Sätze, die mich neugierig machten und die mich zugleich verwirrten. Meine Eltern – so also hatten sie gedacht, solches geschrieben!? Die Sütterlinschrift, die ich eigentlich nie hatte lesen können und hatte lesen wollen – plötzlich konnte ich sie doch entziffern, weil ich nun mehr und dann noch mehr wissen wollte. Da ging es ja gar nicht nur um Liebe, um Persönliches, um Alltäglich-Banales! Da wurde gerungen und gestritten, über die Stellung zum Nationalsozialismus und zu den Juden, über den Sinn des Krieges, über Sexualmoral und über Glaubensfragen. Und all das im Kontext jener dramatischen Jahre zwischen 1933 und 1945.

Ich war infiziert. Die Tagebücher wurden erschlossen, die Krakeleien im Taschenkalender enträtselt und ein Briefpäckchen nach dem anderen aufgeschnürt. Eine Welt öffnete sich mir, die 70 bis 80 Jahre zurücklag. Aber ich hatte die Zeugnisse im Originalton vor mir, unverfälscht, augenblicksbezogen notiert.

Und ich durfte feststellen, dass mancher Text sogar direkt dafür bestimmt war, dass ich ihn eines Tages lesen sollte. In ihrem Tagebuch hatte meine Mutter am 19.4.1945 geschrieben: „Vielleicht lohnt es doch, das Geschehen dieser bewegten Zeit festzuhalten. Wenn ich einmal einen Sohn haben werde, soll er wissen, wie seine Eltern in

diesen schwersten Tagen deutscher Geschichte dachten, fühlten, handelten. Darum drängt es mich, das Erlebte aufzuschreiben.“

So habe ich dann in monatelanger, oft recht mühsamer Arbeit die Texte „übersetzt“ und abgeschrieben, um sie auch für andere lesbar zu machen. Mehr als 1800 Briefe! Vieles habe ich dabei nur in zeitgeschichtlich wichtigen Auszügen dokumentiert.

Nun ist die vorliegende Sammlung entstanden. Sie gibt Texte im Original wieder, die das Seelenleben von drei jungen Deutschen in den Jahren zwischen 1933 und 1945 widerspiegeln. Diese Zeugnisse machen es möglich, den miteinander verflochtenen Lebenswegen der drei „Hauptpersonen“ ein Stück weit zu folgen. Da sie gewissermaßen ihre Geschichte selbst erzählen, ist ihre eng mit dem Zeitgeschehen jener Jahre verknüpften Entwicklung beinahe „live“ mitzuerleben.

Die Texte atmen den Geist einer wichtigen und zugleich schrecklichen Phase deutscher Geschichte, gespiegelt in ganz persönlichen Darstellungen. Ihre Lektüre hinterließ neben mancherlei Erkenntnissen und Einsichten vor allem Fragen.

Wie war es möglich, dass junge Menschen, die aus gut-bürgerlichen Elternhäusern stammten und eine gediegene Schulbildung genossen hatten, in wenigen Jahren so „gleichgeschaltet“ wurden?

Welche Einflüsse stammten aus dem Elternhaus? Welchen Beitrag lieferten Schule und Jugendorganisationen? Welche Rolle spielten die Erfahrungen beim Arbeitsdienst oder in der Wehrmacht? War es das gesellschaftliche Umfeld, das in der Aufbruchsstimmung nach der Weltwirtschaftskrise und durch die grandiosen theatralischen Inszenierungen der frühen Nazizeit einen unwiderstehlichen Sog ausübte?

Und wie mochten meine Eltern mit den dramatischen Umbrüchen klargekommen sein, in die sie durch den „Zusammenbruch“ – innerlich und äußerlich – im Jahre 1945, durch die Erfahrung der Sinnlosigkeit und der Zerstörungen des verlorenen Krieges, durch die Konfrontation mit dem tatsächlichen Ausmaß der Verbrechen des Nazi-Regimes, durch die Besatzung gerieten?

Vergessen? Verdrängt? Hat es sie lebenslang umgetrieben?

Ich habe meine Eltern dadurch noch einmal ganz neu kennen gelernt. Manches bei der Lektüre ihrer Briefe und Tagebücher hat mich verwirrt und schockiert, manches hat zum späten Verstehen beigetragen.

Fragen kann ich sie nicht mehr. Und ihre papiernen Hinterlassenschaften waren leider zu lange in der großen schwarzen Tasche verschwunden, weit hinten auf dem Dachboden. Nun können nur sie mir noch vom Schicksal meiner Eltern in jenen verhängnisvollen Jahren deutscher Geschichte erzählen.

Ursprünglich hatte ich nur daran gedacht, die Fundstücke aus der schwarzen Tasche für den engeren Kreis der Familie zugänglich zu machen. Dann aber lag so viel interessantes Material vor, dass sich eine weitere Möglichkeit nahelegte: Konnte man anhand dieser Geschichten nicht auch für Außenstehende einen neuen Zugang zu jener längst vergangenen, aber für unsere Gesellschaft noch immer prägenden Zeit erschließen? War also vielleicht doch an ein Buch zu denken?

Lange habe ich mit mir gerungen, haben wir in der Familie überlegt und gestritten. Es würde natürlich ein Wagnis sein, mit solch problematischen und durchaus auch intimen Geschichten von Personen aus der eigenen Familie in die Öffentlichkeit zu gehen. Würde dadurch nicht das Ansehen dieser Menschen beschädigt und beschmutzt? War es zu verantworten, sie allein aus der Perspektive jener dunklen Jahre zu charakterisieren? Andererseits waren es ja sie selbst, die da zu Wort kamen, in authentischen Zeugnissen: Genau so hatten sie damals gedacht, empfunden und geschrieben – Augenblicks-Gedanken, gerichtet an ein jeweils ganz bestimmtes Gegenüber, und dabei waren sie gefangen in ihrer konkreten Situation und im Den-

ken des damals herrschenden Zeitgeistes. Die hinterlassenen Texte sind ein Spiegel dafür, wie sie selbst ihr Leben gesehen haben oder sehen wollten. Dass ich meine Eltern nach dem Krieg ganz anders erlebt habe, dass sie andere Werte vertraten, dass sie die Erfahrungen aus jenen Jahren anders bewerteten – das bleibt genauso wahr, gehört genauso zu ihnen als ein zweiter Teil ihres Lebens. Aber das wäre der Stoff für eine neue Geschichte.

Der Weg von drei Bürgerkindern in der Nazizeit

Für die Familien, von denen diese Textsammlung berichtet, ging 1914 mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs die „gute alte Zeit“ zu Ende.

In der Industriestadt Meerane in Westsachsen ließ sich 1913 der Lehrer der Naturwissenschaften Willibald Krause mit seiner Frau Dorothea nieder und unterrichtete bis 1945 an der dortigen Oberrealschule. Er machte sich in den späteren Jahren auch um die Natur- und Heimatforschung in der Region um Meerane verdient.

1914 wurde als erster Sohn Christian Krause geboren (mein Vater). Ein Jahr später kam als zweiter Sohn Helmut zur Welt. 1917 und 1921 wurden noch zwei Töchter – Irmgard und Dora – geboren. Die Familie lebte in einem Mietshaus.

Im Lebenslauf von Willibald Krause ist von 1933 an die Mitgliedschaft in der NSDAP dokumentiert. In der Folgezeit war er auch Mitglied in der SA sowie in weiteren nationalsozialistischen Organisationen.



*Dorothea und
Willibald Krause*



*Christian, Dora, Irmgard und Helmut Krause
(von links, 1932)*

Christian besuchte sechs Jahre lang die Schule in Meerane. Von 1927 an schickten ihn seine Eltern in das Internat der „Fürstenschule St. Afra“ nach Meißen (für Schüler aus nicht begüterten Elternhäusern gab es dort sogenannte „Freistellen“), wo er 1933 sein Abitur ablegte. Der Besuch gerade dieser Schule (humanistische Bildung mit Latein, Griechisch und Hebräisch) war auch durch den frühen Wunsch von Christian zustande gekommen, Pfarrer zu werden, angeregt durch das Vorbild seines Großvaters Johannes Köhler. Schon seit Ende der 1920er Jahre war Christian Mitglied im konservativ-nationalistisch ausgerichteten „Verein für das Deutschtum im Ausland“ (VDA). Im Sommersemester 1933 begann er ein Theologiestudium an der Universität in Leipzig. Bald aber plagten ihn große Zweifel, ob seine Entscheidung für diesen Berufs- und Lebensweg richtig gewesen war. Christian meldete sich im Herbst 1934 freiwillig zu einem einjährigen Dienst in der Reichswehr (die wenig später in die „Wehrmacht“ umgewandelt wurde) und wurde in Dresden zum Funker ausgebildet.

Ab Herbst 1935 setzte er jedoch sein Theologiestudium fort. Ein Auslands-Semester in der Schweiz, in Zürich, der Blick von „draußen“, öffnete ihm die Augen für manche problematischen Entwicklungen in Deutschland und schärfte seine fortan kritische Sicht. Er trat während des folgenden Studien-Semesters in Erlangen auch der „Bekennenden Kirche“ bei, die der nationalsozialistischen Kirchenpolitik kritisch gegenüberstand, und er beteiligte sich – zum Missfallen seiner besorgten Eltern – an NS-kritischen Aktionen. Zugleich war Christian keineswegs ein Held des Widerstands. Viel mehr suchte er nach einem Weg, seinen christlichen Glauben mit der Dynamik der nationalsozialistischen „neuen Zeit“ überein zu bringen. Prägend war für ihn auch ein mehrmonatiger Einsatz als Pfleger in einer Anstalt für geistig und körperlich behinderte Menschen 1938/39, der seine Distanz zur NS-Ideologie wiederum vergrößerte.

Nach Abschluss seines Studiums in Leipzig nahm Christian 1938 an der Besetzung des Sudetenlandes durch die Wehrmacht teil. Ab September 1939 absolvierte er vier Monate lang ein Gemeindepraktikum bei einem Pfarrer der „Bekennenden Kirche“ in Machern bei Wurzen.

Im Januar 1940 wurde Christian zur Wehrmacht eingezogen. Nachdem er zunächst als Ausbilder in der Nähe von Wien tätig war, nahm er ab Juni 1941 am Feldzug gegen die Sowjetunion teil. Nur knapp entkam er 1942 dem Kessel von Stalingrad. Weitere Einsätze führten ihn in den nächsten Jahren in die Ukraine, nach Makedonien, Albanien, noch einmal für längere Zeit nach Wien und dann an die Westfront. Im April 1945 geriet er im Range eines Oberleutnants in amerikanische Gefangenschaft.

Christian bewahrte sich auch im Krieg eine kritische Distanz zur Nazi-Ideologie und beklagte die Unmenschlichkeit des Krieges.

Christians jüngerer Bruder Helmut hatte in der Heimatstadt Meerane 1934 das Abitur abgelegt. Er begann unmittelbar danach eine Ausbildung bei der Reichswehr/Wehrmacht und wurde Berufsoffizier. Als Chef einer Panzer-Pionier-Abteilung – zuletzt im Range eines Oberleutnants – nahm er an der Besetzung des Sudetenlandes, am Einmarsch in Böhmen und Mähren, am „Anschluss“ Österreichs, am Feldzug gegen Polen und Frankreich und zuletzt am Überfall auf die Sowjetunion teil. Er fiel im Oktober 1941 bei Orel in der Nähe von Moskau.

Helmut war begeisterter Soldat und fanatischer Verfechter nationalsozialistischer Ideen.

Im Dorf Ehrenhain bei Altenburg in Thüringen (etwa 15 Kilometer nordöstlich von Meerane gelegen) hatte der junge Arzt Paul Liebelt mit seiner Frau Marie 1914 ein Grundstück gekauft. Nach einem Front-Einsatz zu Beginn des Ersten Weltkrieges, aus dem er verwundet zurückkehrte, war er ab 1916 als Landarzt in Ehrenhain tätig. 1915 kam als erstes Kind seine Tochter Margarete Liebelt (meine Mutter) zur Welt. Bis 1920 wurden drei Söhne – Hans, Günther und Fritz – geboren. Vater Liebelt war von 1933 an Mitglied der NSDAP. Er gehörte auch der SA, der Deutschen Arbeitsfront sowie dem NS-Ärztebund an.

Margarete verbrachte ihre Kindheit im großzügig angelegten elterlichen Grundstück und besuchte drei Jahre lang die Schule im Dorf. Dann gaben ihre Eltern sie zu Onkel und Tante in Leipzig in Pension. Dort blieb Margarete bis zum Abitur im Jahr 1935. Seit ihrem 12. Lebensjahr war sie Mitglied im VDA. Nach der Ableistung des Arbeitsdienstes im Herbst 1935 strebte sie eine Tätigkeit als Lehrerin in der Landwirtschaft an. Es folgten Lehr- und Wander-Jahre, die oft von Zweifeln und Selbstfindung geprägt waren. 1943 hatte Margarete ihre Ausbildung abgeschlossen und

arbeitete als Landwirtschaftliche Lehrerin in ehemals polnischen Gebieten im Osten, wo sie bei der Ansiedlung deutschstämmiger Familien aus Südosteuropa half. Im Mai 1944 kehrte Margarete in ihre Heimatort Ehrenhain zurück und arbeitete dort als Hilfslehrerin an der Volksschule.

Sie war bis zum „Zusammenbruch“ im Mai 1945 eine begeisterte Anhängerin nationalsozialistischer Ideen und vom „Endsieg“ überzeugt.



Familie Liebelt 1939: von links Margarete, Mutter Marie, Hans, Vater Paul, Fritz, Günther

Verwickelte Beziehungen

Christian Krause und Margarete Liebelt kannten sich schon seit 1931. Da waren sie 17 bzw. 16 Jahre alt. Sie trafen sich seitdem öfter bei Jugend-Wanderfahrten des VDA. Sie fanden Gefallen aneinander, und es wurde Liebe. Alles blieb jedoch keusch und kameradschaftlich („Rein bleiben und reif werden!“).



Christian und Margarete (vorn links) auf einer Wander-Fahrt des VDA

Christian begann 1933 sein Theologie-Studium in Leipzig (wo auch Margarete bei Onkel und Tante wohnte!). Auch als er sich freiwillig zum Dienst bei der Reichswehr meldete, um angesichts von Glaubenszweifeln im Studium eine Besinnungspause zu bekommen, bestand weiterhin ein intensiver brieflicher Kontakt zu Margarete. Aber wegen der räumlichen Trennung und wegen auseinandergehender Interessen (Margarete hatte einerseits Probleme mit Christians Frömmigkeit, andererseits veränderte

der Arbeitsdienst Margarete stark) beendeten die beiden 1937 ihre Liaison. Für Margarete war das wohl ein als endgültig verstandener Abschied. Bei Christian blieb jedoch über die nächsten Jahre hinweg eine schwache Hoffnung auf ein Wiederleben der Beziehung bestehen.



*Christian Krause,
geb. 18.4.1914*



*Margarete Liebelt,
geb. 20.9.1915*



*Helmut Krause,
geb. 10.6.1915*

Christians ein Jahr jüngerer Bruder Helmut war bei einigen Wander-Fahrten des VDA dabeigewesen und hatte dort auch Margarete kennengelernt. Das hatte aber beiderseits keine tieferen Spuren hinterlassen. Danach sahen sie sich fünf Jahre lang nicht mehr. Dann jedoch trafen sich Margarete und Helmut zufällig 1938 in Kiel – weit weg von beider Zuhause – bei einem Theaterbesuch. Für Margarete war es Liebe auf den ersten Blick, ihre große Liebe! Voller Erwartung schrieb sie ihm. Helmut reagierte nur zögerlich, aber antwortete ihr dann doch regelmäßig. Dabei blieb die Möglichkeit einer späteren Bindung offen. Die beiden trafen sich noch einmal im Oktober 1939 in Hamburg, dann besuchte Helmut Margarete Weihnachten 1940 zu Hause in Ehrenhain. Zwischenzeitlich aber standen die beiden in einem intensiven Meinungs-austausch (in den Briefen kommt bei beiden eine starke nationalsozialistische Gesinnung zum Ausdruck), den sie bis zu Helmut's Tod am 10.10.41 fortsetzten.

Ein Dreivierteljahr nach Helmut's Tod, im Sommer 1942, schrieb Margarete eine Postkarte an Christian an die Ostfront: War da nicht noch etwas zu klären zwischen uns? Christian nahm den Faden auf. Sieben Jahre lang hatten die beiden kaum noch Kontakt gehabt und sich nicht ein einziges Mal gesehen. Christian begann nun in ausführlichen Briefen, die im Abstand von wenigen Tagen aufeinander folgten, darzulegen, was er inzwischen erlebt hatte, welche Fragen ihn bewegten. Er berichtete von seinem Studium, seiner Familie, seinem Erleben des Krieges. Margarete antwortete – obwohl sich bei ihr schnell neue Zweifel einstellten, was die Tragfähigkeit der neu geknüpften Verbindung betraf. Die beiden machten sich nun noch einmal ganz neu miteinander bekannt. In ihren Briefen prallen oft gegensätzliche Ansichten aufeinander, etwa zum Stellenwert der nationalsozialistischen Weltanschauung, zum Sinn des Krieges oder zu Fragen des christlichen Glaubens.

Als Christian Anfang November 1942 Urlaub erhielt und damit dem Schicksal seiner Kameraden im Kessel von Stalingrad knapp entkam, trafen sich die beiden in der Heimat, sahen sich zum ersten Mal nach sieben Jahren in die Augen – und verlobten sich drei Tage später! Nach der erneuten Trennung (Christian fuhr in eine ungewisse Zukunft, zurück an die Stalingrader Front) setzten sie den begonnenen intensiven Briefwechsel fort: Im Durchschnitt ging in den nächsten beiden Jahren alle zwei bis

drei Tage ein Brief in jede Richtung. Sie versicherten sich darin ihrer Liebe, erzählten einander von ihrem Kriegs-„Alltag“ – und sie beurteilten das Zeitgeschehen bis zuletzt häufig sehr unterschiedlich.

Bereits bei Christians nächstem Heimaturlaub im April 1943 heirateten die beiden.

Danach gab es bis zum Ende des Krieges nur noch zwei Urlaubsbegegnungen. Der Briefwechsel jedoch hielt die Beziehung weiter lebendig.

Im Jahr der Kriegsniederlage 1945 überschlugen sich die Ereignisse: Frontverlegungen und Rückzug, weitere Todesfälle in der Familie, Besetzung Ehrenhains (erst durch die Amerikaner, dann durch die Russen), der Tod des „Führers“, Kapitulation – all dies wurde in Briefen und Tagebucheinträgen weiter interpretiert und bewertet.

LESEPROBEN

aus dem Manuskript:

Fremde Eltern

**Zeitgeschichte in Tagebüchern und Briefen
1933-1945**

Sequenz 1:

(Der „1. Deutsche Theologen-Lehrgang“ in Augustusburg)

Zu Beginn seines Theologiestudiums soll Christian mit seinen Kommilitonen im Herbst 1933 an einem nationalsozialistisch ausgerichteten Schulungslager teilnehmen. Er verweigert zunächst die Teilnahme. Seine Familie hatte dafür wenig Verständnis.

Vater Krause an Christian

Meerane, 12.8.33

[...] Deine Zeilen zu Großvaters Brief bereiten uns recht Sorge. Du siehst doch, dass Großvater sich alle erdenkliche Mühe gegeben hat, um zu erfahren, ob es nötig ist, dass Du an dem Kurse in Augustusburg teilnimmst. Und nun liegt doch der Sache ganz klar dieselbe Methode zugrunde, die jetzt überall angewandt wird. Man will prüfen, wer zur Sache steht, auf wen man rechnen könne. Die anderen kommen auf die schwarze Liste und haben ihr Abseits-Stehen überall zu büßen. Unter Umständen werden sie ein andermal herangezogen zu einem Kursus, dann aber unter anderen Umständen (längere Dauer, höhere Kosten, ungünstige Zeit etc.) Wie die Dinge nun heute einmal liegen, geht es auf keinen Fall, dass Du Dich länger weigerst, Dich anzumelden. Ich weiß wohl, dass Du in jugendlicher Überschwänglichkeit so manches, was mit diesen Dingen im Zusammenhang steht, für überflüssig oder gar für unwahr hältst. Diese Überzeugung habe ich auch. Und dennoch können wir nicht gegen den Strom schwimmen. Wollen wir überhaupt mit unseren schwachen Kräften dem Ganzen dienen, so müssen wir uns „einschalten“, damit wir nicht völlig „abgeschaltet“ werden. Gerade, wenn wir durch unsere Teilnahme in die Bestrebungen und in die Methoden zur Verwirklichung dieser Bestrebungen einen tieferen Einblick gewinnen, werden wir eher an der Abschleifung mancher Auswüchse mitwirken können, als wenn wir schmollend abseits stehen. Du vergibst Dir wirklich nichts, wenn Du Großvaters gut gemeinten Ratschlag annimmst. Er und wir wollen doch nur Dein Bestes. [...]

Glaube nicht, dass sich die Verhältnisse zu Ungunsten der Nationalsozialisten und alles dessen, was damit zusammenhängt, ändern werden. Käme wirklich ein Umschwung, es würde Deutschland ganz an den Abgrund bringen. Den bestehenden Verhältnissen aber musst Du Dich fügen, so schmerzlich Dich auch manche Änderungen berühren werden. [...]

Und nun nochmals allen Ernstes. Ich verlange von Dir, dass Du Dich sofort zur Teilnahme an dem Augustusburger Kursus meldest. [...]

Wie auf Cochs¹ Rundschreiben stand, wird ja das Theologie-Studium völlig umgestaltet. Da ist es doch gut, Du wirst gleich in die neuen Ideenkreise eingeführt. [...] Wir müssen uns alle im Leben manchmal in Neues, Ungewohntes, ja Wehmütiges schicken. Bei solchem unvermeidlichen Geschick den äußeren Takt und den inneren Gleichmut nicht zu verlieren, das ist auch ein Zeichen wahrer Seelengröße. [...]

Christian an Margarete

Borna, 16.8.33

Liebe Gretel!

Während Euch die Schule nun wieder einfängt, sitze ich hier im Wehrsportlager gefangen. Kein Ausgang, den ganzen Tag Dienst, und manchmal pfeift man uns auch in der Nacht noch raus.

Das Bedauerlichste ist aber, dass ich auch im September weiter eingesperrt werden soll, nämlich in Augustusburg zur Schulung der Theologiestudenten [...] Ich wollte nicht hin, aber zu Hause hat man mich dazu gezwungen. [...]

Großvater Köhler an Christian

Dresden-Blasewitz, 20.9.33

[...] Jedenfalls ist es gut, wenn Du gleich am Anfang in Augustusburg bist. Du merkst dort, worauf die neue Kirchenregierung Wert legt. Übe derartige Dinge: „Vererbung, Rassenkunde, Auswertung der Edda“, das wird auch später im theologischen Examen, besonders in Dresden, geprüft werden. [...]

Bilder aus dem Fotoalbum von Christian

„1. Deutscher Theologen-Lehrgang Augustusburg 1.–30.September 1933“



Christian (hinten)

Christian: Tagebuch 1930 bis 1937

Herbst 1933

Geländesport

7 Wochen in der Kaserne, ein Kamerad unter 100 Kameraden,
ein Glied in der Gemeinschaft.

Nichts war das Ich, 100 Ichs riss der Befehl in eins zusammen.

Ausgeschaltet war der Geist, das Nörgeln und Besserwissen.

Der Körper hat gehorchen gelernt.

Anspannen, Sich-Zusammenreißen, Aufmerksam-Sein, Augen-auf,
das ist die Kunst im Gelände.

Erdverbunden sind wir geworden, die Gestirne wurden uns nützliche Freunde.

Wir haben die Trägheit überwinden müssen,

wir sind kampfbereit geworden

für uns, für's Vaterland.

Christian: Tagebuch 1930 bis 1937

1933

Nationalsozialist – Deutscher Christ

Augustusburg hat mich endgültig zu beidem gemacht: ich bin Nationalsozialist und
Deutscher Christ.

Ich bin ein Deutscher, ich bin stolz, ein Deutscher zu sein. Ich liebe jeden Deut-
schen, und diese Liebe muss eine Wirkung haben.

Deshalb bin ich Nationalsozialist.

Ich bin ein Deutscher, meine Art ist deutsch.

Ich bin ein Christ, weil ich durch Christum zu Gott kommen will als Deutscher.

Deshalb bin ich Deutscher Christ.

Ich ringe um mein Volk, damit mein Volk dann um die Wahrheit und die Mensch-
heit um Gott ringen kann.

*Christian hatte als Schüler Anfang der 1930er Jahre zwei Mal – gemeinsam mit sei-
nem Bruder Helmut – an einem internationalen Ferienlager auf der Hallig Süderoog
bei Pellworm (Nordsee) teilgenommen. Dieses Lager war von dem Schweizer
Sekundar-Lehrer (Gymnasial-Lehrer) Walter Angst geleitet worden. Der 19-jährige
Christian hatte 1933 einen Brief an den väterlichen Freund in die Schweiz geschrie-
ben, auf den er die im Folgenden wiedergegebene Antwort erhielt.*

Walter Angst an Christian

Zürich, 29.12.33

Sehr geehrter Herr Krause!

Schade, dass Sie Ihren Brief nicht einige Tage früher an mich schickten. Sie hät-
ten dann nicht so lange auf eine Antwort warten müssen. Ihr Schreiben kam näm-
lich gerade in meine Hände, als ich von einer Reise nach Leipzig-Berlin nach
Hause zurückkehrte. Ich hatte einen Transport deutscher Kinder, die zu einem
achtwöchigen Aufenthalt in die Schweiz reisten, in Berlin abgeholt und stattete bei
der Hinreise Leipzig einen kurzen halbtägigen Besuch ab. Sicherlich hätte sich bei
dieser Gelegenheit eine Zusammenkunft einrichten lassen.

Sie sehen schon aus meiner Einleitung, dass ich mit Deutschland und deutschen
Freunden immer noch rege Beziehungen unterhalte. Ich war im vergangenen
Sommer schon zum vierten Male in Süderoog und habe es schöner denn je ge-
troffen. Dies Jahr waren auch zwei deutsche Knaben je acht Wochen in meinem
neuerbauten Heim zu Gäste. Der eine Junge, den ich bei meiner letzten Reise

selbst abholte, stammt aus der Gegend von Halle und erinnerte mich durch seine Mundart sofort sehr lebhaft an Sie und Ihre Süderooger Gefährten aus dem Sachsenlande. [...]

Sie fragen mich um meine Meinung über das neue Deutschland. Ich setze mich zwar der Gefahr aus, von Ihnen als minderwertig eingeschätzt zu werden, denn Sie schreiben, dass nur minderwertige Elemente fremder Völker anderer Meinung als Sie sein könnten. Aber ich wage es trotzdem, Ihnen in einigen Punkten meine Meinung kund zu tun.

Über den Nationalsozialismus will ich mich nur ganz knapp äußern. Es wäre eine Kühnheit, nach der kurzen Zeit diese gewaltige Bewegung beurteilen zu wollen und darüber voreilig zu schwatzen. Vorerst nehme ich die Rolle eines stillen Beobachters ein. Irgend eine umfassende Kritik könnte höchstens Ihnen und mir Unannehmlichkeiten bringen und jeden Einwand könnten Sie mit der Einrede entkräften, dass ich eben nicht in den Verhältnissen drinnen stecke.

Wir kennen ja die deutschen Verhältnisse nur aus den wenigen Mitteilungen unserer Tageszeitungen und aus den Lob-Artikeln der deutschen Blätter. Wie objektiv die Presse Verhältnisse schildern kann, habe ich zur Genüge in der Kriegszeit erfahren und bin für mein ganzes Leben vom Glauben geheilt, dass alles so sei, wie die Druckerschwärze es schildert. Damals konnten wir aus den Meldungen der feindlichen Agenturen tagtäglich den Widerspruch der Berichte erkennen und ersehen, dass die Zeitungen in Kriegs- und Revolutionszeiten eben der Vermittlung wahrer Tatsachen nicht mehr dienen, sondern in erster Linie ihre Leser suggestiv bearbeiten und sie für irgendetwas zu begeistern haben.

Mein Urteil wird also noch auf sich warten lassen. Ich richte mich nicht nach Worten, sondern nach Taten. Entscheidend für mein Urteil ist, wie das neue Deutschland mit dem Elend der Arbeitslosigkeit fertig wird!

Nur zu einer Einzelfrage, die ich etwas näher zu kennen glaube, will ich mich äußern.

Ich kann Ihre Einstellung zu den Juden nicht ganz verstehen. Den Judenhass, der sich auch in Ihrem Briefe zeigt, kann ich nicht mit christlichem Glauben in Einklang bringen. Ihr Deutschen müsst doch ein eigenartiges Christentum haben, wenn Ihr die Gebote der Nächstenliebe und das „Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, auf dass ihr Kinder Eures Vaters seid“ derart missachtet. Diese beiden Gebote habe ich immer für die Perlen des Christentums angesehen. Ich bin kein Kirchengänger und zweifle an vielem, was die Religion anbetrifft, aber ich zähle mich doch noch zu den Christen, weil ich mich bestrebe, Nächstenliebe zu üben. Mir scheint, dass der Jude nun als Sündenbock für all das Üble herhalten muss. Sie schreiben von den Warenhäusern, die den Mittelstand vernichten. Haben denn die Fabriken, deren Besitzer Christen sind, nicht auch den gewerblichen Mittelstand vernichtet? Die Warenhäuser spielen doch im Handel dieselbe Rolle wie die Fabriken in der Industrie.

Mir scheint auch, dass mit der Unterdrückung der Juden die Hauptschuldigen am deutschen Volke am wenigsten getroffen werden, denn diese Helden haben ihr Geld schon längst über die Grenze gebracht und fühlen sich in ausländischen Kurorten sehr wohl. Aber diejenigen Juden, die sich schlecht und recht, wie ihre arischen Mitbürger, durchs Leben gekämpft haben und auch keine Ersparnisse zur Seite legen konnten, werden nun von der ganzen Härte der neuen Gesetze bedrückt.

Übrigens seien wir doch so ehrlich: Auch unter den Christen gibt es gemeine selbstsüchtige Leute genug!!

Ich will Ihnen nicht verhehlen, dass uns Schweizer natürlich die Umwälzung in Deutschland ziemlich schmerzlich berührt hat und zwar aus einem psychologischen Grund. Sie können es einem Demokraten aus Überzeugung nicht verargen, dass er sich dem deutschen Demokraten näher fühlt als dem deutschen Nationalsozialisten. Vielleicht haben Sie es schon erlebt, dass aus Ihrem Bekanntenkreis jemand vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten ist. Sicher hat Ihnen dieser Gesinnungswechsel bitteren Schmerz ausgelöst, auch wenn diese Umstellung zum Vorteil des Beteiligten geschah. Sie werden sich sicher nachher dem Betreffenden ferner gefühlt haben. Ähnliche Gefühle hat in mir der politische Wechsel in Deutschland meinen deutschen Freunden gegenüber bewirkt.

Nun zur zweiten Frage, die unser eigenes Haus betrifft: „Sind die Schweizer noch Deutsche oder sind sie nur! Schweizer, die sich in ihren vier Wänden wohl fühlen und nicht darüber hinaus wollen?“

Da muss ich Ihnen denn schon mit dem Brustton tiefster Überzeugung sagen, dass wir in erster Linie Schweizer sind. Wir fühlen uns als ein Volk, das sich nicht trennen lässt. Wir Deutsch-Schweizer haben uns in Not und Gefahr mit unsern welschen Brüdern französischer und italienischer Zunge zusammengefunden und keine wissenschaftliche Rassenkunde wird uns von ihnen entfernen können. Da redet nicht die Wissenschaft, da spricht das Herz mit seiner allgewaltigen Sprache. Vor zwei Jahren noch wusste man wenig vom Rassenfimmel! Man halte dieses trennende Gift von uns fern! Wir wollen gerne ein minderwertiges Gemisch verschiedenen Blutes sein, aber frei und einig miteinander leben. Wir brauchen diese ins Kraut geschossenen Theorien nicht, um uns zu finden, wir sind schon lange kräftig beisammen und haben unsere Verbindung in harten Tagen bewährt!

Wir freuen uns, Deutschland zu unsern Freunden zu zählen! Aber Freundschaft ist noch keine Heirat! Und jeder Versuch Deutschlands, uns von unsern welschen Volksgenossen entfernen zu wollen, käme mir ebenso niederträchtig vor, wie das Bestreben eines Menschen, in die Ehe seines Freundes Zwietracht zu säen, um die Scheidung herbeizuführen!

Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich etwas warm werde und kräftiger als in der Einleitung auf die Tasten hämmere, aber hier rede ich von meinen höchsten Werten und Idealen, und das greift ans Herz.

Bei uns denkt kein Mensch je an Anschluss [an Deutschland], trotzdem bei uns die Gedanken und Worte noch ganz frei sind, wird es niemandem einfallen, je ein Wort darüber zu verlieren!

Selbstverständlich ist in den letzten Zeiten durch die Vorgänge in Ihrem Lande bedingt sehr viel von der Staatsform gesprochen worden. Doch wie sich die Vorgänge auch gestalten, wir Schweizer bleiben der Demokratie treu. Wir sind mit dieser Form der Regierung gut gefahren. Unser Parlamentarismus hat nie versagt wie der deutsche. Unsere Landesväter und Volksvertreter haben uns vor Krieg und Hunger zu bewahren gewusst, und es wäre von uns in höchstem Maße töricht, wollten wir erprobte Einrichtungen über Bord werfen! Unsere Demokratie ist nicht erst vierzehn², sondern schon über hundert Jahre alt, erprobt und gefestigt. Doch was sich bei uns bewährt hat, konnte sich bei Ihnen in allerdings merklich anderer Form nicht durchsetzen und führte zum Zerfall!

Gewiss gibt es auch bei uns Leute, die mit der Regierung unzufrieden sind, aber Unzufriedene wird es immer geben! Diese Sorte, die eben nur im Konzentrationslager zu bessern wäre, gründet bei uns neue Parteien. Wir lassen sie ruhig gewähren und reden. Diese Leute haben keine hoch gesteckten Ziele, sie warten nur darauf, Führer spielen zu können, endlose Streitereien und Zwiste beweisen zur Genüge, welche Erwartungen diese Leute hegen!

Wenn Ihre Zeitungen das Gebaren dieser Leute aufbauschen und den Anschein erwecken, als würden wir Schweizer nur darauf warten, gleichgeschaltet zu werden, so sind solche Berichte den Gräuelnachrichten schlimmster ausländischer Zeitungen gleichzusetzen!

Ich fasse zusammen: Ich hoffe sehnlichst, dass Ihr deutsches Volk bessern Zeiten entgegengeht, über den Weg zu seinem Glück muss es sich selbst am besten auskennen. Wir Schweizer haben allen Grund, mit unseren Einrichtungen zufrieden zu sein und sie zu unserm Wohlergehen zu verteidigen. Wir wollen mit dem deutschen Volke in Freundschaft leben und in friedlicher Zusammenarbeit uns gegenseitig fördern.

Achte jeden Mannes Vaterland, das deinige aber liebe.

Mit frohen Neujahrsgrüßen

Walter Angst

Sequenz 2:

(einige Dokumente aus der Zeit des Auslandssemesters von Christian Krause in Zürich)

Christian Krause erhielt im Alter von 22 Jahren ein Auslandsstipendium und konnte im Sommersemester 1936 an der Theologischen Fakultät in Zürich studieren.

Christian: Schweizer Tagebuch

1936

20.4.36 [...] Der Grenzübertritt war sehr kurz und schmerzlos. Mein erster Weg war natürlich zu Herrn Angst. Er hat schon graue Haare. Süderooger Erinnerungen werden lebendig. Im Gespräch ahne ich etwas von der Schweizer Freiheit. [...]

Wenn man im Reich ist, glaubt man so fest als Nationalsozialist zu stehen, und nun fängt das Gebäude auf einmal an zu wanken: Juden und Nächstenliebe. Was soll aus ihnen werden? Beseitigung der Arbeitslosigkeit durch Beseitigung des Gastvolkes würde den Deutschen schlecht bekommen.

Macht vor Recht: Das treibt zum Krieg. Die Schweizer haben also Angst, dass sie von einem Großdeutschland geschluckt werden. Alle Beteuerungen helfen nichts, dass wir niemanden gezwungen haben wollen. [...] Die Propaganda vermag alles in Deutschland, die Menschen sind überall erbärmlich. [...]

29.4.36 [...] Der italienische Raubkrieg³ wird auch hier wie in der ganzen Schweiz als Gewalt vor Recht geißelt. [...]

6.5.36 [...] Herr Angst erzählt einiges aus dem Treiben der Parteien. Es ist auch nicht anders als bei uns. Nur scheint der Schweizer sogar seiner Partei gegenüber seine eigene Meinung zu haben. [...] Der Zeppelin über Zürich! Sicher fliegt die „Hindenburg“ über die Stadt. Es ist für mich ein eigenartiges Gefühl, das Hakenkreuz über der Stadt zu sehen. [...]

7.5.36 [...] Darf ein Christ im Kriege schießen? Matthäus 5 fordert die Widerstandslosigkeit. Lieber ohne Sünde sterben als mit Sünde leben bleiben. Wer getötet hat, ist kein Christ mehr [...]

24.5.36 [...] Mittagessen im „Zürichberg-Gasthaus“. Ein lettischer Jude. Es spricht sich angenehm mit ihm. [...]

13.6.36 [...] Die Vorlesung von K. Meyer, die ich besuche, behandelt gerade die Rassenfrage. Er gibt zu, dass auch die Erbanlagen in gewissem Sinne die Geschichte gestalten könnten, aber er will mit diesem unsicheren Faktor nicht arbeiten. Der Begriff ist noch zu unklar. Die Völker jedenfalls sind ein Rassenmisch, er zeigt das an Nord- und Süditalien und an Deutschland östlich und westlich der Elbe. Maßgebend für die Geschichte ist das Milieu. Italien hat ein grundverschieden anderes Klima als Deutschland. [...] Meyer betont wieder, dass er die Rasse zur Erklärung der Geschichte nicht verwendet. [...]

25.6.36 [...] Am nächsten Tag streitet sich die DSt⁴ über Parlamentarismus des Gastlandes oder Führerprinzip. [...]

Fahrt nach Basel. Ich bekomme ein Bild von der barthianischen Welt. Karl Barth und die Bekenntniskirche beschäftigen meine Gedanken so, dass ich keinen Satz der Calvin-Festrede im Großmünster am Abend aufnehme. [...]

Ich erzähle, dass ich gezwungen worden bin, die Schlagworte zu überdenken, und dass ich die Schweiz nun verstehe. Professor Gut glaubt, dass seine Heimat ihr Eigendasein behalten muss – ich denke heimlich, dass dasselbe auch andere

deutschsprachige Länder vor 1933 gesagt haben. Aber ich wünsche der Schweiz, dass sie selbständig bleibt. [...]

Christian an Helmut

Zürich, 17.6.36

Lieber Helmut,

[...] wie auch Du von den Schlagworten des neuen Deutschland geblendet bist. Die Partei hat gut daran getan, Diskussionen über den Rassebegriff in ihren Reihen zu verbieten und ihn praktisch nur gegen die Nichtarier anzuwenden. Es ist ein Missbrauch dieses Wortes, wenn Du mit seiner Hilfe die Schweiz dreiteilen willst! Es geht mir doch immer wieder so, dass ich erstaunt bin, einen Mann, der ebenso in Kiel wohnen könnte, französisch sprechen zu hören. Und wie ist es in Elsass-Lothringen; ist die Intelligenz rassistisch französisch geworden, als sie im letzten Jahrhundert ihre Sprache tauschte? Sind überhaupt die Nordfranzosen rassistisch etwas anderes als die Rheinländer, mit denen sie unter Karl dem Großen ein Reich mit einer Sprache geteilt haben? Also bitte, mehr Vorsicht mit Schlagwörtern! Mein lieber Helmut! Du siehst mich also leichtgläubig der neuen Umwelt zum Opfer gefallen. [...]

Glaubst Du denn wirklich, dass alle Franzosen im Kriege „böse“ waren und dass alle Emigranten durch die Bank Volksfeinde sind? [...]

Christian an Helmut

7.9.36

Lieber Helmut,

nun bin ich schon wieder zwei Wochen in der deutschen Luft, und ich gestehe, sie ist in mancher Beziehung besser als die in der Schweiz, wenn sie auch gerade in Meerane nicht mit der Reinheit der Alpen sich vergleichen kann. Man kann, da hast Du recht, von der Schweiz aus recht bequem kritisieren. Wenn man dann selbst wieder ganz Anteil an den deutschen Dingen hat, muss man wohl oder übel subjektiv Stellung nehmen. Und doch bin ich froh, durch meinen Schweizer Aufenthalt auch einmal Gelegenheit gehabt zu haben, ganz objektiv die deutschen Probleme anzusehen; denn das kann man im heutigen Deutschland nicht. Da ist die Macht der öffentlichen Meinung, der Presse und des Rundfunks zu gewaltig. Und trotzdem ich nun wieder ganz persönlich in dieser deutschen Luft bin, kann ich von dem, was ich Dir aus der Schweiz geschrieben habe, nichts zurücknehmen. [...]

Aber ich weiß heute, dass ich bis zum Entschluss, doch weiter Theologie zu studieren, kein Christ war, auch wenn ich täglich in der Bibel las und drei Semester lang studierte. Heute glaube ich daran, dass Christus mein Herr ist. [...]

Ich liebe mein Volk nach wie vor. Ich habe ihm früher gedient und diene ihm heute noch, nur ist die Art des Dienstes anders geworden. Ich setzte mich im VDA ein, in der HJ, im Landdienst, in der Reichswehr, ich war gewillt, Dienst in der SA zu tun. Jetzt aber ist es allein meine Aufgabe, meinem Volke kompromisslos den Willen Gottes zu sagen. Und welches ist sein Wille? Will er, dass jeder zuerst an seine Rasse denkt, will er, dass der Kommunismus vernichtet wird, will er, dass das einfache Volk eine religiöse Lebensgrundlage bekommt? Christus sagt uns, dass er zuerst etwas anderes will: Markus 12, 28-34!⁵. Das fordert er zuerst von jedem Bolschewisten und Nationalsozialisten. Ich frage nur Dich, ob Du alles, was Du tust, um Deines Volkes Willen oder um Gottes Willen tust. [...]

Das ist das erste, das ist auch meine Aufgabe. Wie einfach wäre es mir, auch zuerst wie die anderen in die gemeinsame Melodie – und das nenne ich Phrase, weil sich kaum einer darüber Gedanken macht – einzustimmen: „Ich muss bei allem

fragen, was meinem Volke nützt. Die nordische Rasse muss gezüchtet werden. Deutschland ist der Vorkämpfer gegen den Bolschewismus.“ Wie einfach wäre es, wenn ich mein höchstes Ziel darin erblickte, ein hoher Führer der HJ, der SA oder des Heeres zu werden. Das kann auch alles in seinen Grenzen richtig sein. Ich freue mich als Deutscher, dass hier neue Erkenntnisse aufgebrochen sind. Aber ich sehe, dass Missbrauch mit ihnen getrieben wird. [...]

Helmut an Christian

Sennelager, 25.9.36

Mein lieber Christian!

[...] Im deutschen Volk musst Du jetzt mit 2 Faktoren rechnen, die einfach nicht wegzudenken sind. Der Nationalsozialismus hat Deutschland vor der Gefahr des Bolschewismus gerettet, in die es zweifelsohne ohne die zerschlagene Macht des Nationalsozialismus gegliedert wäre. Dann wäre es auch mit der Kirche aus gewesen (das Christentum hätte sich vielleicht einzeln – wie in Russland – noch halten können oder es wäre mit Blut ausgerottet worden). Ich habe vor 1933 sowohl in die Arbeit des Nat. Soz. als auch in die Arbeit der Kirche gesehen. Obwohl ich mich zu Christus und einer ihm verpflichteten Gemeinschaft (Kirche) hingezogen fühlte, sah ich doch meist nur verknöchertes, überintellektuelles, ja selbst moralisch faules Christentum bei den Trägern der Kirche. Und meiner Meinung nach sind gerade diese Träger an dem heutigen Kampf gegen die Kirche schuld. Du wirst sagen, die Träger sind nicht das Christentum selbst. Freilich, das stimmt, aber sieh Dir mal praktisch die Träger auf der anderen Seite an. Was ist die Idee und der Kampf des Nat. Soz. ohne Adolf Hitler, ohne die entschlossenen Kämpfer, die die Brutstätten des Marxismus und des Bürgertums ohne Aussicht auf Erfolg mit ihrem vollen Einsatz bekämpften?

Jede Idee sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab, wenn sie keine oder falsche Kämpfer hat, auch wenn sie guten Willens sind und „nur“ unfähig sind.

Das andere ist Folgendes: Der moderne, besonders der deutsche Mensch wird von seinen Lebensaufgaben so restlos ausgefüllt, dass er gar nicht das große Bedürfnis nach einer überirdischen Macht und Welt empfindet. Er weiß von ihr, er erkennt sie an und fühlt sie, aber mehr nicht.

Ich meinerseits hätte nun Folgendes noch dazu zu sagen. Es ist klar, dass sich der Nat. Soz. durch seinen Sieg über die im 1. Abschnitt geschilderten zerstörerischen Mächte ein gewisses Vorrecht geschaffen. Außerdem ist ein Einzelleben außerhalb des Volkes und des Staates, der dieses Volk beschützt und fördert, nicht möglich.

Die Kirche wird niemand glaubhaft machen können, dass Natürlichkeit, Gesundheit fördernde Kräfte sündhaft seien (siehe Kulturrede des Führers). Gerade hier kann die Kirche einsetzen und beweisen, dass der Kern des Christentums Körper und Geist des Menschen erst emporhebt, den Menschen nicht nur vor Schäden bewahrt, ihm seine Lebensaufgabe im Volk einen höchsten Wert gibt und auch die Verantwortung des Menschen über seinen Tod hinaus stärkt. [...]

Auch will niemand mehr etwas von einer Erlösungstheorie des Mittelalters wissen. Hier sehe ich selbst noch nicht ganz klar. [...]

Dann kommt noch einmal das Kapitel „Phrasen“. Wir Deutschen, glaube ich, sind gerade dafür bekannt, dass wir über alles viel zu sehr nachgrübeln. [...]

In Deutschland lachte man vor 4 Jahren, als Hitler die Phrasen „trommelte“: Sozialismus, Kampf dem jüdischen Kapitalismus, das Volk braucht Brot (Beseitigung der Arbeitslosigkeit), das Volk braucht eine starke Wehrkraft, um frei zu werden, denn es kann sich nur von sich aus frei machen, verlasst Euch nicht auf andere!

Der Deutsche hatte zum Schrecken der Welt etwas zu grundsätzlich gedacht, und hat nun als Kern seines Denkens alles in die Tat umgesetzt. Und glaube es mir, der Kampf auf weltanschaulichem Gebiet ist nicht ein Kampf der Phrasen, sondern er wird ebenfalls im ehrlichsten Ringen um die letzte Wahrheit gekämpft. [...]

Sequenz 3:

(Urkunden zu zwei Euthanasiefällen in der Familie Krause)

Sterbeurkunde der Schwester von Mutter Krause

9.10.40

Sterbeurkunde Nr. 2/26



Grafeneck, den 9. Oktober 1940

Die Haustochter Ilse Bertha Köhler, geboren am 5. Juli 1902 in Wolkenburg,

wohnhaft Grafeneck, ist am 9. Oktober 1940 um 9 Uhr in der Wohnung verstorben.

Eingetragen auf schriftliche Anzeige des Leiters der Landespflegeanstalt Grafeneck.

Der Standesbeamte in Vertretung Zorn

Todesursache: Magen-Darm-Katarrh, Kreislaufschwäche

Ilse Köhler

Mit dieser Sterbeurkunde wird der erste Euthanasiefall in der Familie Krause belegt. Ilse Köhler, die Schwester von Mutter Dorothea Krause, war dieser „amtlichen“ Urkunde zufolge in der „Landespflegeanstalt Grafeneck“ (Baden-Württemberg) eines natürlichen Todes gestorben. Die Wirklichkeit sah aber ganz anders aus:

Ilse war zunächst, als ihr Vater (Großvater Johannes Köhler) 1926 in den Ruhestand ging, mit ihm nach Dresden gezogen. 1929 wurde sie mit der Diagnose „manisch-depressives Irresein“ in der „Königlich-Sächsischen Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf“ bei Dresden untergebracht. Von da wurde sie am 27.9.40 in die Tötungsanstalt in Pirna-Sonnenstein gebracht und dort am gleichen Tag ermordet. Es war zu dieser Zeit gängige Praxis, dass das „Sonderstandesamt Sonnenstein“ die Akten mit anderen Tötungsanstalten austauschte, um die Spuren der Mord-„Aktion T4“ im nationalsozialistischen Euthanasieprogramm zu verwischen.

In den (noch erhaltenen) Briefen der Familie wird auf diesen Todesfall nicht eingegangen. Über ein Begräbnis oder eine Gedenkfeier mit Beteiligung von Familienmitgliedern ist nichts bekannt.

Sterbeurkunde der Schwester von Vater Krause

8.12.42

Sterbeurkunde

Standesamt Hochweitzschen, Kreis Döbeln Nr. 258/1942

Die beruflose Agnes Elisabeth Krause, geboren am 20. Februar 1888 in Freiberg, ist am 3. Dezember 1942 in Hochweitzschen, Kreis Döbeln verstorben.

Der Standesbeamte



Zwei Jahre nach dem ersten Fall von Euthanasie (vgl. 9.10.1940) erhält die Familie Krause erneut eine „Sterbeurkunde“.

Agnes Krause, Schwester von Vater Willibald Krause, hatte ohne Auffälligkeiten die Schule besucht. Wegen epileptischer Anfälle wurde sie 1920 zunächst kurzzeitig und ab 1928 dauerhaft in der „Königlich Sächsischen Landesanstalt Hochweitzschen“ bei Döbeln untergebracht. Obwohl auf Weisung Hitlers im August 1941 das „offizielle“ Euthanasieprogramm beendet worden war, fand weiterhin in einzelnen „Heil- und Pflegeanstalten“ die dezentrale Tötung behinderter Erwachsener statt. Agnes Krause starb

sehr wahrscheinlich an den Folgen systematischer Unterernährung: Bei einer Körpergröße von 1,52 Meter wog sie 1936 etwa 55 Kilogramm, Anfang 1940 noch 45 Kilogramm, und ein Jahr später war sie auf 35 Kilogramm abgemagert. Auf der Krankenkarte wurde als Todes-ursache „Lungenentzündung“ angegeben.

Christian an sein Elternhaus

30.12.42 (80)

Ihr Lieben,

... Du, lieber Vater, hast nun Deine Schwester verloren. Leider war sie durch ihre Lage für uns schon all die Jahre, die sie in der Anstalt war, so gut wie tot, sodass uns das tatsächliche Ereignis nicht so trifft. Ich habe besonders während meiner Betheler Zeit oft an sie denken müssen und meinen Dienst an den Epileptischen auch als einen Dienst an ihr aufgefasst, da ich ihn ihr persönlich nicht tun konnte. ... Wir können nicht beurteilen, ob sie in der Anstalt die nötige Liebe gefunden hat.

...

Sequenz 4:

(aus Feldpostbriefen zwischen Margarete Liebelt, Helmut Krause und Christian Krause – 1941 bis zum Tod von Helmut)

Am 22.6.41 überfällt Deutschland die Sowjetunion.

Margarete an Helmut

Hannover, 29.6.41

Lieber Helmut!

Mit heißem Herzen verfolge ich die Berichte von dem großen Kampf im Osten. [...] Als ich Sonntag Morgen die Proklamation des Führers gehört hatte, da hatte ich das Bedürfnis, erst einmal allein zu sein, um die Wucht und schicksalhafte Größe der Ereignisse ganz fassen zu können. Was ist der Führer doch für ein Mensch! Es wäre traurig, wenn wir nicht lernen wollten an ihm. Vieles, das bisher im Dunkel lag und unbegreiflich erschien, liegt nun auf einmal klar als unbedingte Notwendigkeit. – Ich selber hatte es nicht geglaubt, dass es jetzt schon zu einer Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus kommen würde, obgleich ich sie für später für unvermeidlich hielt.

Als die Nachricht vom Krieg mit Russland kam, war wohl der erste Gedanke der meisten: Nun liegt der ersehnte Frieden wieder ferner! Ich glaube, dass es besser – wenn auch im Augenblick schmerzlicher – ist, wenn auch dieser Kampf jetzt mit durchgestanden wird. Das gibt eine festere Grundlage für den folgenden Aufbau mit all seinen großen Aufgaben, die gelöst werden wollen. Es ist nicht leicht, jetzt zu leben, aber unendlich schön, mitbauen zu dürfen. Ich möchte nie, nie tauschen! Und ich muss im Stillen lächeln, wenn man ältere Menschen sagen hört – und es gibt solche –: „O ihr jungen Menschen, ihr lebt in einer schweren Zeit und habt nichts von eurer Jugend.“ Ja, so hört man zuweilen. Aber was wissen die von uns! Was wissen sie davon, dass wir gerade dieses harte Leben mit seinen hohen Aufgaben und Pflichten von ganzem Herzen lieben, gerade so, wie es ist, dass wir unbändig froh sind, an dem großen Werk mithelfen zu dürfen, und dass wir dennoch ganz jung und ausgelassen und fröhlich sein können, weil wir alle Freude und Schönheit, die sich uns bietet, wahrnehmen und festhalten. – In der ersten Kampfwoche gab das OKW über die Kampfhandlungen nichts bekannt. [...]

Heute nun ist der Tag der großen Sondermeldungen. Seit 11 Uhr kommt in kurzen Abständen eine nach der anderen. Das ist richtig atemberaubend. Und eine Meldung übertrifft immer noch die vorhergehende an Ungeheuerlichkeit. Dass die Erfolge groß sein würden, darauf war man vorbereitet, dass es aber solche Siege sein würden, das übersteigt wohl selbst die kühnsten Erwartungen. Was der deutsche Soldat leistet, das ist einfach unfassbar. Manchmal möchte ich mit dem Schicksal hadern, dass ich nicht als Junge geboren bin. [...]

Helmut an Margarete

8.7.41 (Staryi Byschoff)

Liebe Gretel!

Hab recht herzlichen Dank für Deinen lieben Brief vom 29.6. Ich habe inzwischen die Weiten des Ostens durchquert und lebe immer noch. Für mich persönlich kam der Angriff nicht überraschend, denn ich wusste, dass es über kurz oder lang doch zu einer Auseinandersetzung mit dem jüdisch-bolschewistischen Gift im Osten

kommen würde. Es ist erschütternd, zu sehen, zu welchem niedrigen Niveau die Menschheit im bolschewistischen Massenkollektiv von Mensch und Wirtschaft heruntergekommen ist. Wie die Seele und der Geist nichts gilt, die Kirchen zu Parteiheimen und Schnapsfabriken umgewandelt sind. Der Spießbürger am Biertisch und die Bewohner der Weststaaten können sich keinen Begriff machen, welche gewaltigen Aufgaben Deutschland zur Zeit im Osten löst. Wieder gibt es Opfer und viele der Besten werden nicht zurückkehren. Aber Deutschland kann nur leben, wenn diese wenigen sich immer wieder einsetzen, auch wenn dies die Masse nie verstehen wird.

Der Osten ist weit und eintönig. Mücken, Ameisen, Wanzen plagen uns im Wald und elenden Hütten. Die Bevölkerung auf dem Lande, in ihrem Inneren Feind des Kollektivsystems, kramt ihre alten Heiligenbilder wieder hervor. Unser Siegesmarsch ist wieder gewaltig. Gerade in den kritischen Momenten ist mein Regiment, wie nicht anders zu erwarten war, wieder in vorderster Front. Die härtesten Tage erlebte ich mit meiner 3. Kompanie am 4.7. in Saryi Byschoff. 5 Panzern einer anderen Kompanie war im Rücken die Brücke über den Dnjepr weggesprengt. Die Wagen gerieten in ein höllisches Feuer und gerieten alle in Brand. Erst nach 2 Tagen gelang es 10 Mann, sich auf das andere Ufer zu retten. Meine Kompanie hat den ganzen Tag harte Gegenangriffe am Stadtrand abgewehrt, während die noch einzig andere vorhandene Kompanie schwer in unserem Rücken zu kämpfen hatte, bis nach unserem kühnen Vorstoß am Abend neuer Entsatz eintraf. Der Gegner ist asiatisch, hinterlistig und wir müssen jederzeit mit allem rechnen. Aber wir werden uns weiter durchschlagen und in Kürze hoffen wir die Hauptstadt dieses bolschewistischen Staates zu erreichen. – Gesundheitlich bin ich wohlauf. Ich würde mich freuen, wenn Du mir wieder Filme schicken könntest. Aus fernen Landen grüßt Dich herzlichst
Dein Helmut

.....

Helmut an Margarete

24.9.41

Meine liebe Gretel!

[...] Nun wirst Du mich Ende August leider nicht in der Wochenschau gesehen haben, als ich Herrn Generaloberst Guderian ostwärts von Roslawlj Meldung über die gelungene Einschließung der Russen mache und anschließend meine große Beute, die im harten Kampf gemacht wurde, gezeigt wurde. Mein Abteilungsleiter, der jetzt meine selbständig gewordene Panzer-Abt. führt, erhielt das Ritterkreuz. Mein Freund Oberleutnant v. Bissel ebenfalls, der, obgleich seine Wunden noch nicht einmal richtig verheilt waren, erneut schwerstens verwundet wurde. Ich führe jetzt eine verstärkte Kompanie, die aus der 2. und 3. Kompanie zusammengesetzt ist. Wir stoßen aus der Ukraine wieder nach Südosten zu unserem alten Ziel! Es sind neue russische Divisionen gemeldet, nachdem wir hier alles zusammengehauen haben. Ich habe manchen russischen Panzer im Tages- und Nachtkampf, teilweise auch mit Handgranaten erledigt. Wir sind wie Teufel in die russischen Stellungen und Kolonnen gefahren. Wir haben die Geschütze überrannt. Es ist wie mit dem inneren kommunistischen Kampf. Die geballte Faust muss aufgebrochen werden und gegen jene Kulturschänder gelten nur die härtesten Kampfmittel. Im Westen kämpften wir gegen die Neger, im Osten gegen die Bolschewisten und Mongolen und überall gegen die Juden. Die formlose Volksmasse führt ein kümmerliches Sklavendasein. Die hochstehenden Köpfe verkamen in Sibirien, in den Gefängnissen und wurden dahingeschlachtet. Einen Gefangenenzug von

700 Volksdeutschen retteten wir in letzter Minute aus den Klauen jüdischer Kommunisten. Unsere Aufgabe ist groß und gewaltig und wir werden siegen, auch wenn wir unser Leben lassen müssen. Wir sind stolz und dankbar, dass Gott uns einen Führer sandte, der die Gefahr rechtzeitig erkannte und sie nun vernichtet.
Dein Helmut

.....



Begräbnis von Helmut bei Mzensk. Er wurde 26 Jahre alt.

Christian weiß zu dem Zeitpunkt, als er den folgenden Brief schreibt, noch nicht, dass Helmut tot ist.

Christian an Helmut

Vor Charkoff, 20.10.41

Lieber Helmut,

[...] Was in diesem Kriege an Menschen ausgerottet wird! Vielleicht ist es das größte Blutopfer, das die Menschheit je in einem Kriege gebracht hat. Nur im 30-jährigen [Krieg] mag es durch Seuchen schlimmer gewesen sein. Es ist doch Tatsache, dass auch wir lieber Tote als Gefangene machen; diese machen viel zu viel Scherereien. Besonders mit den Juden wird es nicht so genau genommen. Und ich sehe ein, dass es nötig ist. Wenn die Träger des Bolschewismus nicht brutal ausgerottet werden, wird nie Ruhe und Sicherheit in der Sowjetunion einkehren. Aber trotzdem erscheint dieses Hinschlachten von Millionen grauenhaft und sinnlos. Der Mensch hat die Aufgabe, ein rechtes Leben zu führen, und das sieht doch anders aus. Wir handeln im Kriege nicht nach unseren Wünschen, sondern unter einem dämonischen Zwang. Was dem einen Volk nottut, tut dem anderen weh. Jeder ist auf eine Seite gestellt und muss sich dort ganz einsetzen. Eine objektive Betrachtung führt zu keinem erlösenden Ergebnis. [...]

.....

Margarete: Tagebuch 1936 bis 1945

3.11.41

[...] Helmut ist tot! Seit dem 31. weiß ich es durch einen Brief von Frau Krause und durch Mutti, die ein Telegramm schickte und noch spät nachts selbst kam. – Seitdem erlebe ich alles wie durch einen Schleier. Ganz begreifen kann ich es noch nicht, nicht in seiner letzten Schwere. Lieber, lieber Helmut, nun musst Du mir noch einmal helfen, tapfer zu sein. Dein tapferer Kamerad auch jetzt! [...]

Sequenz 5

(zum Beziehungsgeflecht zwischen Margarete Liebelt und den Brüdern Christian und Helmut Krause)

Christian Krause, der fünf Jahre lang praktisch keinen Kontakt zu seiner Jugendliebe Margarete Liebelt gehabt hatte, sah nach einem Brief von seinem Bruder Helmut eine neue Chance:

Christian an Margarete

9.2.41 (O. U.)

Liebe Gretel,

Du wunderst Dich, von mir einen Brief zu bekommen. Ich wundere mich auch, dass ich ihn schreibe. Der Verstand sagt: Schreib nicht. Das andere aber ist stärker.

Zunächst muss ich Dir ein wenig von mir erzählen. Seitdem wir getrennte Wege gegangen sind, habe ich Dich vergessen wollen und auch vergessen. Mein Studium und mein Beruf hat mich so ausgefüllt, dass ich weder Dich noch ein anderes Mädchen brauchte. Was Du mir in den beiden Jahren warst, die Erfüllung meiner Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach der Ganzheit des Menschseins, das fand ich im Glauben, in der Gemeinschaft mit dem, der mir in Jesus Christus begegnet. Ich weiß, dass Du das nicht verstehst. Ich will Dir nur zeigen, was seither das Zentrum meines Lebens ist. Ich stand und stehe so fest in diesem Glauben, dass ich lieber Schwierigkeiten aufsuchte, als einen Schritt zurückzuweichen. So habe ich mich nicht in den Dienst der Sächsischen Landeskirche gestellt, die in den Händen von Männern ist, die meiner Ansicht nach durch ihre Maßnahmen den Männern und Frauen, die dasselbe wie ich glauben, mehr schaden als helfen. Ich habe mich privat anstellen lassen mit weniger Gehalt als sonst. Glücklicherweise ist diese Schwierigkeit jetzt überwunden, weil die [sächsische] Kirchenregierung neuerdings auf eine Erklärung des unbedingten Gehorsams verzichtet, und ich nun auch unter ihrer Leitung tun und lassen kann, was ich für richtig halte.

Mit diesem Standhalten im rechten Glauben ging bei mir Hand in Hand ein Suchen nach lebendigem Glauben. Ich kam während meines Studiums mit Menschen zusammen, an deren Leben und Lehren ich ihn sah und auch selbst fand. Die Flucht vor dem toten Wissen nach lebendigem Glauben hat mich dann nach dem Studium in die von Bodelschwingschen Anstalten in Bethel geführt, wo ich mich üben konnte, meinen Glauben zu prüfen am Leben der Erbkranken, hilflosen Alten, verkommenen Jungen, Operierten im Krankenhaus.

Vor allem aber habe ich meinen Glauben geprüft an der außerchristlichen Frömmigkeit, die im deutschen Volke aufgebrochen ist. Besonders beeindruckten mich die Bücher von [Martin] Hieronimi. Er hat der katholischen Kirche den Rücken gekehrt, von der evangelischen will er nichts wissen, aber auch die neuen „deutschen Glaubensbewegungen“ lehnt er ab. Er meint, dass wir am Ende der alten Form der Religionen stehen vor einem Neuen, was z. B. der nationalsozialistischen Bewegung den edlen Auftrieb gibt. Und jetzt lese ich den „Glauben der Nordmark“ von [Gustav] Frenssen. Er, der ehemalige Pfarrer, hat sich auch Schritt für Schritt vom christlichen Glauben entfernt. Er anerkennt dessen Bedeutung in der Vergangenheit, heute aber ist seine Zeit abgelaufen, heute hat der deutsche Mensch seine Seele wiedergefunden, aus der ihm göttliche Kraft zum Leben kommt.

Ich lese solche Bücher und betrachte das religiöse Ringen unseres Volkes nicht nur mit Interesse, sondern mit großer Ergriffenheit. Wenn ich auf die Kluft sehe, die sich zwischen seinem und meinem Glauben auftut, so empfinde ich doch, dass es dieselbe Sehnsucht ist, die uns treibt. Mit Schmerz aber erfüllt mich, wie beide Seiten einander missverstehen. Wir werfen ihnen Gottlosigkeit vor, sie uns politische Unzuverlässigkeit. Mag dieser Vorwurf auf einzelne Extreme zutreffen, ich weiß mich selbst und andere Christen politisch zuverlässig und manchen Freund von der anderen Seite gläubig. Wenn wir einander mehr verstehen wollten, dann wäre viel unerfreulicher Streit aus der Welt gebracht. Selbstverständlich soll jeder seinen Standpunkt behalten und darf sogar den Wunsch haben, den anderen zu überzeugen, aber das darf kein Hindernis sein, miteinander und nicht gegeneinander zu gehen.

Und nun muss ich noch von etwas anderem sprechen, ehe ich auf das Entscheidende komme. Ich schrieb schon, dass ich Dich vergessen hatte. Unsere spärliche Verbindung durch Kartengrüße ließ in mir nicht den geringsten Zweifel darüber aufkommen, dass es zwischen uns aus sei. Natürlich nahm ich an Deinem Ergehen Anteil, soweit ich es konnte. So war es mir eine wirkliche Freude, dass Du den Weg von Helmut kreuztest. Er ließ mich, soweit das anging, von Eurer Verbindung wissen und schilderte mir auch die Schwierigkeiten, die er zwischen sich und Dir sah. Die eine war der Glaube. Ich fühlte mich verpflichtet, das Meine zu tun, diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, und schickte Dir damals das Bismarckbuch. Ich habe es aus keinem anderen Grunde getan als dem, Euch zusammenzuhalten. Ich freute mich, zwei so saubere Menschenkinder wie Euch zusammen zu sehen. Und nun hat er mir nach Weihnachten geschrieben, dass er Dir persönlich zum Ausdruck gebracht hat, dass Du Dir keine falschen Hoffnungen machen sollst. [...]

Ich habe außer mit Dir keine körperliche Verbindung mit einem Mädchen gehabt. Wie Du nun weißt, brauchte ich es nicht. Vielleicht war ich bei einem oder zwei Mädchen willens dazu, aber ich hielt die Zeit nicht für gekommen. Ich habe gewartet und nicht gesucht. Ich hoffte und hoffe noch auf die, die mich in allem, auch in meinem Glauben, versteht. Ich habe sie noch nicht gefunden. Wenn es sein muss, kann ich noch Jahre warten, kann auch allein bleiben, ich bin zu allem bereit.

Und trotzdem: Ich muss heute mit der Möglichkeit heraus, die ganz selten schon als Phantasiegebilde durch meinen Kopf zog und die ich bewusst verscheuchte. Ich wusste ja, es war aus. Du hast es mir doch geschrieben, dass Du keine Pfarrfrau werden kannst und willst. Wenn ich so das Ringen meines Volkes um den Sinn des Lebens sah und an Menschen dachte, die in diesem Kampf drinstehen, dann dachte ich auch an Dich. Und wenn ich es als meine Lebensaufgabe ansah, mit meinem Volke darum zu ringen, da bekam ich Lust, auch mit Dir darum zu ringen. Ein Leben lang gemeinsam mit Gott um die Wahrheit kämpfen und miteinander, vielleicht immer auf verschiedenen Standpunkten, vielleicht einmal auf demselben, das stellte ich mir als möglich vor. Man kommt eben doch nicht von dem Menschen los, mit dem man die erste leibliche Gemeinschaft gehabt hat. Und ich bin dankbar dafür, dass ich sie gerade so, so rein, so absichtslos gehabt habe. Dieser Lebenskampf und dieser Lebensweg sollte mir Symbol sein für den Kampf um und mit meinem Volk. Er sollte mich davor bewahren, gegen dieses Volk zu kämpfen, was auf meinem bisherigen Wege nicht ausgeschlossen ist.

Warum ich das heute sage? Ich weiß es nicht. Ich will es nicht und muss es doch. Ich weiß, dass Du jetzt wieder allein bist, dass Hoffnungen eingestürzt sind. Ich weiß, dass es zwischen Dir und mir aus ist, Du hast es mir ja deutlich genug

gesagt. Ich weiß, dass ich eigentlich auf die warte, die mich ganz versteht. Aber ich sehe diese Möglichkeit und muss sie heute sagen.

Wenn ich so an Dich und Helmut und mich denke, dann muss ich auflachen, mehr noch als in den wenigen Minuten, in denen diese Möglichkeit früher auftauchte. Aber ich habe sie heute festgehalten. Nun kannst Du machen, was Du damit willst. Was wirst Du machen? Den Brief zerreißen und mich für verrückt erklären? Kaum, denn dazu ist er zu echt, zu wahr. Mir keine Antwort darauf geben, weil Du keine geben kannst? Ich verstehe es, dass Du mich in vielem nicht verstehen kannst und Dich lieber nicht darauf einlassen willst. Oder wirst Du mir antworten, um mir noch einmal ganz deutlich zu sagen, dass es aus ist zwischen uns? Tu es bitte, es trifft mich nicht, ich kann warten auf die eine. Es ist nur eine Möglichkeit. Oder willst Du die Möglichkeit ins Auge fassen und Dich auf weitere Auseinandersetzungen mit mir einlassen? Du bist dann nicht gebunden. Du hast auch dann noch andere Möglichkeiten wie ich.

Für alle Fälle teile ich Dir mit, dass ich vom 15.2. bis zum 1.3. auf Urlaub zu Hause bin, die ersten Tage in Dresden.

Mit den besten Wünschen grüße ich Dich.

Christian

Margarete an Helmut

Elbisbach, 13.2.41

Lieber Helmut!

[...] Ich bekam heute einen langen, langen Brief von Christian. Schon die Tatsache allein ließ mich innerlich erzittern, der Inhalt aber traf mich wie ein Blitzschlag. Und nun bin ich im Innersten erschüttert und stehe ratlos. Und weil mein Vertrauen zu Dir so groß ist, komme ich mit meinen Fragen und Zweifeln zuerst zu Dir. Vielleicht kannst Du einiges klären helfen. – In Christians Brief steht u. a.: „... und nun hat Helmut mir nach Weihnachten geschrieben, dass er Dir persönlich zum Ausdruck gebracht hat, dass Du Dir keine falschen Hoffnungen machen sollst.“ Ich glaube, dass ohne diesen Ausspruch von Dir der Brief niemals geschrieben worden wäre. Das, was ich so sehr gefürchtet habe, ist also doch Tatsache. Christian denkt immer noch an mich. Der Gedanke hat mich immer wieder gequält. Und nun sieht Christian plötzlich wieder eine Möglichkeit, und er ergreift sie und schreibt. Ich aber bin im Tiefsten darüber erschrocken, denn ich glaube nicht an eine solche Möglichkeit. – Es tut weh. Aber der Ablauf der Dinge fordert nun doch letzte Klarheit. Und so will ich – wie schwer es mir auch fällt – klar und einfach sagen, wie von meinem Standpunkt die Dinge aussehen. – Ich habe Christian einmal sehr lieb gehabt. Die Liebe aber verging dann – mir selbst ganz unverständlich – und weil ich ehrlich sein musste, führten unsere Wege auseinander. [...]

Dann lernte ich Dich kennen, Helmut, und langsam auch lieben. [...]

Dein Brief nun nach Weihnachten, in dem Du schreibst, dass es Dir zur Zeit unmöglich ist, eine klare Entscheidung zwischen Dir und mir zu finden, hat mir weder Schmerz noch Enttäuschung bereitet noch irgendwelche Hoffnungen zerstört. Ich legte, was zwischen Dir und mir ist, ruhig in die Hand des Schicksals: Lenke Du! Es wird sich alles lösen, wenn es einmal Zeit ist. [...]

Nun aber nach Christians Brief habe ich doch eine Frage: Christian hat Dich so verstanden, dass Du die Entscheidung getroffen hast, innerlich wenigstens, die Dich und mich auseinanderführt. Und nun frage ich Dich: Wo liegt das Missverständnis? War mein Empfinden nicht fein genug, dass es gar nicht merken konnte, was Du – vielleicht so gelind, um mich zu schonen – mit Deinem Brief sagen wolltest? Oder lebt Christian in einem Irrtum? Sag das bitte. Mein Wunsch ist nur

unbedingte Wahrheit; ich trage jede, auch die härteste Tatsache. – Und was soll nun werden? Ich sehe auch nicht die geringste Möglichkeit, mit Christian wieder in irgendeine Verbindung zu kommen. Wie denkt er sich das? Ich liebe Dich, und nun sollte ich plötzlich, weil Du mich nicht auch lieb hast, wieder Christian Liebe schenken können? [...]

.....

Am 10.10.41 war Helmut gefallen.

Ein Dreivierteljahr später nahm Margarete Liebelt überraschend den Kontakt zu Christian von sich aus wieder auf.

Margarete an Christian

21.6.42

Lieber Christian!

Ob Du es auch so fühlst, dass zwischen uns noch irgendwie eine Spannung besteht, eine Unklarheit, die einmal nach der einen oder der anderen Richtung restlos gelöst werden muss? Wahrscheinlich kommt es durch Deine Briefe im Frühjahr vor einem Jahr und auch weil wir über Dein Zuhause doch immer voneinander hören und dadurch am Leben des anderen doch irgendwie teilnehmen. Dass ich Dir jetzt schreibe, ist ebenso plötzliche Eingebung wie verantwortungsbewusster Entschluss. —

7 Jahre sind eine lange Zeit. Wir haben wohl beide in dieser Zeit eine ziemliche Entwicklung durchgemacht und sind vielleicht ganz andere geworden, als die damals auseinandergingen. – Dieser Gruß kommt also von einem unbekanntem Mädchen und geht an einen unbekanntem Soldaten. Das Mädchen liegt zur Zeit mutterseelenallein auf der Hamburger Hallig in der Sonne mit dem Blick auf das weite Meer. Du stehst an der Ostfront im Kampf. Ich wünsche Dir alles Gute!

Gretel

Christian nimmt die Verbindung wieder auf. In dichter Folge gehen nun Briefe hin und her, in denen sich die beiden neu miteinander bekanntmachen.

In der Auswahl der im Folgenden wiedergegebenen Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Margarete und Christian wird der Schwerpunkt auf zeitgeschichtlich und politisch interessante Bezüge gelegt.

Es sei deshalb an dieser Stelle auf die Inhalte hingewiesen, die in den vorliegenden Auszügen nicht zur Sprache kommen. Margarete gibt immer wieder Schilderungen ihres Alltags in Ausbildung, Beruf und dem elterlichen Haus. Sie schreibt von ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht, der ersehnten körperlichen Erfüllung, von ihrem Traum, irgendwann Mutter sein und Kinder zu haben. Auch Christian schreibt von seiner Sehnsucht, auch nach körperlicher Nähe. Sehr wichtig ist ihm zudem, Margarete seinen christlichen Glauben zu erläutern und ihr einen Zugang zu biblischen Texten zu öffnen, ihr kirchliche Praxis und Tradition zu erklären.

Die Briefe werden in der Reihenfolge ihres Absendedatums wiedergegeben. Dabei ist zu beachten, dass Postsendungen manchmal einige Wochen lang unterwegs waren oder dass sie den Empfänger überhaupt nicht erreichten. Deshalb ist eine direkte Zuordnung von Fragen bzw. thematischen Anregungen und den dazu gehörenden Antworten manchmal schwer möglich.

Liebe Gretel,

so hast Du also den Stein, den ich nun endgültig aufgefangen zu haben meinte, wieder ins Rollen gebracht. Ich lasse ihn rollen, weil ich mich stark genug fühle, mich nicht von ihm zermalmen zu lassen. Vor 7 Jahren hatte ich Angst davor. Deshalb musste ich ihn aufhalten und meiner Wege gehen. Nun rollt er wieder. Ich sehe gelassen und doch voller Erwartung zu, wohin er wohl rollen wird.

Vorläufig weiß ich noch nicht recht, wo ich anfangen soll und wohinaus Du willst.

Die „Unbekannte“ wünscht also, ihren Soldaten zunächst einmal kennen zu lernen. [...]

„Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch.“ [Zitat von Conrad Ferdinand Meyer]. Zur Zeit fühle ich mich als Soldat recht wohl. Das Landsknechtsleben, das wir hier führen müssen, ist ja die direkte Fortsetzung meiner bündischen Vergangenheit. Wir haben unsere Kraftfahrzeuge eben in einem Garten unter Kirsch- und Apfelbäumen aufgestellt. Ich habe mir mein Zelt aufstellen lassen. Dort wirkt zur Zeit mein Stellvertreter. Er fertigt die Funksprüche ab und nimmt die Ferngespräche entgegen. Ich sitze im Freien an einem Klapp-tisch, der für uns Offiziere mitgeführt wird. Neben uns stehen unsere Wagen, die uns nachts als Lager dienen. [...] Eben haben wir Stellungswechsel gemacht. Die Straße war eine einzige große Staubwolke. Wir sahen nach der Fahrt entsprechend aus. Die große Wäsche war soeben eine Wohltat. Besonders die Haarwäsche mit Schampon und Haarwasser. Trotzdem nimmt die Glatze langsam aber sicher zu! Jetzt harren wir des Abendbrotes, das da kommen soll. Der Magen knurrt mir schon. [...]

... ist in diesen Tagen des Vormarschs allerhand zu tun. Ich bin zur Zeit der einzige Kompanieoffizier außer dem Chef. Und der ist neu zu uns gekommen und noch unerfahren. Da lastet die ganze Leitung der Kompanie praktisch auf mir. Aber es macht mir Freude, an verantwortlicher Stelle in dem großen Ringen unseres Volkes eingesetzt zu sein.

Auch mit meinen Offiziers-Kameraden will ich Dich bekannt machen. Einer ist Studienrat der Musik in Schneeberg. Er hat drei kleine Töchterchen und ist glücklich, in diesen Wochen bei den Seinen auf Urlaub zu sein. Wir lauschen zusammen sonntags dem „Schatzkästlein“ und hören gern Bach, Mozart und andere Opernmusik. Der andere stellt lieber Tanzmusik ein und die Sportberichte. Er hat es fertiggebracht, auch mich zum Fußballfanatiker zu machen. Bei dem Länderkampf Deutschland-Ungarn gerieten wir förmlich in Ekstase. [...]

In ruhigeren Zeiten komme ich auch zum Lesen. [...]

Das also ist Dein Soldat.

Ich weiß, dass Dich Leid getroffen hat durch den Verlust des Bruders. Wir wissen, dass diese Opfer nötig sind, damit wir leben können. Der beste Dank an sie ist ein Leben, das ihres Opfers würdig ist. [...]

.....

Am 16.8. schreibt Margarete ihren ersten Antwortbrief an Christian. Er hatte inzwischen 14 Briefe an sie abgeschickt. Christian hält Margaretes Brief erst am 9.9.42 in seinen Händen. Er schreibt also noch weitere drei Wochen ins Ungewisse.

Lieber Christian!

Ein bisschen schwer wird es mir nun doch, Dir zu schreiben. 6 Briefe von Dir habe ich nun schon. Seit Tagen schon will ich Dir antworten, und immer wieder habe ich es aufgeschoben. Warum? Ob es eine Dummheit war, dass ich jene Karte an Dich abschickte? Manchmal empfinde ich so. Aber ich will sie jedenfalls konsequent auspatschen.

Du hast Dich also doch über die Karte gewundert. Dabei ist die Sache eigentlich ganz leicht erklärlich: Ich griff die Möglichkeit auf, die Du in Deinem Brief damals im Frühjahr [1941] sahst, dass wir noch einmal in Verbindung treten könnten, um zu sehen, was in den vergangenen Jahren aus dem anderen geworden war, und zu prüfen, in wie weit uns diese Zeit mehr auseinander oder vielleicht irgendwie einander näher gebracht hätte. Mir stünde dann doch noch jeder Weg offen. Du meinst nun, es sei ein Widerspruch, dass ich damals schroff ablehnte, was ich nun durch meine Zeilen plötzlich aufgriff. Es ist einer und ist doch keiner.

Es ist viel geschehen seitdem. Ich will wieder ganz ehrlich sein. Du weißt, dass ich Helmut so lieb gehabt hab', wie man nur einen Menschen lieb haben kann. Meine Liebe war stark genug, dass ich ihm statt dessen auch Kameradschaft schenken konnte. Ich bin jetzt unendlich froh darum. Sicher kannst Du auch verstehen, dass neben Helmut nie eine Brücke zu Dir hätte führen können. Das wäre über meine Kräfte gegangen. Aber ob Du nun auch verstehst, dass es jetzt wenigstens zu einem Teil der Gedanke an Helmut war, der mich die Verbindung zu Dir wieder aufnehmen ließ? Wie die anderen Mädels, wirst Du sagen. Nein, doch nur mit Einschränkung! Es geschah auch aus einem leisen Verwundern über die seltsamen Wege, die das Schicksal uns gehen ließ, und dem erklärlichen Wunsch, dem Sinn dieses ganzen Erlebens nachzuspüren; und auch ein zages Erinnern an das, was einmal gewesen war, hat mitgespielt. – So ist das also. Fragst Du nun noch nach dem Warum?

Du meinst, ich hätte viele Fragen. Ich habe nur die eine: Was ist aus Dir geworden, Christian Krause, seit wir nichts mehr voneinander wissen? Eine umfassende Frage allerdings. Ich wollte Dir dagegen erzählen, was so mit mir los ist. Deine Briefe antworten mir zum Teil schon. Und diese Briefe sind es, die mir das Schreiben zum Teil schwer machen, weil ich beim Lesen so stark empfand: Wir sind in diesen Jahren gerade in entgegengesetzter Richtung gelaufen und sind gerade in den tiefsten Dingen, in unserem Glauben, in unserer Einstellung zum Leben, weiter denn je voneinander entfernt. Wenn ich ehrlich sein soll: Ich hatte das nicht erwartet. Ich hatte geglaubt und vielleicht gehofft, dass Du durch das Kriegserleben zu einer anderen Überzeugung gekommen sein könntest. Wahrscheinlich hast Du umgekehrt angenommen, dass mich das schwere Erleben des vergangenen Jahres dem Christentum näher gebracht hätte. Das Gegenteil ist der Fall. Ich werde nie, nie Christ sein und werde Dich darum auch nicht verstehen können. – Nun frage ich Dich: Ist es nicht sinnlos, auf einer solchen Grundlage die Verbindung endgültig aufzunehmen? Es ist die Frage, die mich seit dem Eintreffen Deiner ersten Briefe vor etwa 1 ½ Wochen beschäftigt. Deine Antwort soll die Entscheidung geben, ob wir den eben begonnenen Gedankenaustausch kurz und bündig wieder beenden oder fortführen wollen. Bis ich sie erhalte, will ich Dir aber von mir erzählen, wie Du es in Deinen Briefen von Dir tust, und will auch dem einen oder anderen Gedanken meine Meinung entgegensetzen. Es wird da viel Reibung geben. – [...]

Mach's gut! Gretel

Was wir sind, ist nichts, was wir suchen, alles! (Hölderlin)

.....

Zur dritten Wiederkehr des Todestages von Helmut schreibt Margarete an Christian:

Margarete an Christian

10.10.44 (104)

Mein lieber Christian!

Obwohl ich beim Briefeschreiben am liebsten allein bin, sind die meisten in der letzten Zeit im Speisezimmer in Gegenwart der anderen entstanden. Die Verdunklung in unserem Wohnzimmer ist nämlich höchstens für Kerzenlicht ausreichend, und mit Kerzen darf ich nicht so verschwenderisch sein. Heut nun möchte ich doch mit Dir allein sein, und darum schreibe ich im Bett. Einen Brief nach Meerane habe ich vorhin schon beendet. Wir alle begegnen uns heute im Gedenken an Helmut, in der Erinnerung an das, was er uns durch sein Leben bedeutete und schenkte, und in stillem Besinnen, ob wir mit unserem Leben und Handeln auch vor seinem Tod bestehen können. [...]

Wir haben ihn alle lieb gehabt, und ein jeder von uns hat auch ihm etwas bedeutet. Nun tragen wir das Vermächtnis. Ich denke manchmal, wir beide am stärksten. [...]

Sequenz 6

(aus Feldpostbriefen und Tagebüchern von Margarete Liebelt und Christian Krause – 1942 bis Kriegsende)

Christian an Margarete

Im Osten, 19.7.42 (5)

Liebe Gretel,

[...] Heute will ich Dir eine Stätte zeigen, die mich auf ihre Weise geprägt hat: die von-Bodelschwingschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld.

Nach meinem Universitätsexamen hatte ich verschiedene Möglichkeiten der Betätigung. Ich konnte mich in einem Predigerseminar weiter wissenschaftlich bilden lassen. Ich selbst hatte Lust dazu, denn die Vorbereitung auf das Examen hatte mir einen Überblick über die theologische Wissenschaft gegeben, der in mir die Sehnsucht entfachte, auf einigen Gebieten weiter in die Tiefe zu steigen. Oder ich konnte mich als Vikar in den praktischen Beruf des Pfarrers einführen lassen. Diese Praxis hatte mir ein Studium lang vor Augen gestanden, und ich lechzte danach.

Da dachte ich an das Kandidatenkonvikt in Bethel, an die „Brüder mit der blauen Schürze“: Das sind Kandidaten der Theologie, die sich am Vormittag der Pflege der Kranken und Elenden hingeben und am Nachmittag wissenschaftliche Studien treiben. Hier waren Wissenschaft und Praxis glücklich verbunden, eines vertiefte das andere. Ich ging nach Bethel.

Zunächst sah ich mich in einer fremden Welt. Um mich die blöden Gesichter der Schwachsinnigen und Epileptischen. Ich meinte, nicht lange hinsehen zu können. Ich zog ihnen morgens die Schuhe an, fütterte sie mittags und scheuerte ihre Stube. Und da lernte ich einen nach dem anderen kennen, sah in ihm nicht mehr den Kranken, sondern den Menschen, und die Arbeit wurde mir lieb und leicht. Hier war eine Aufgabe, zu der sich nur wenige entschließen konnten. Es gehörte dazu die Liebe, die nichts für sich will, sondern nur an den anderen denkt. An sein Elend, an seine Menschlichkeit unter aller Verkümmern. Sie spüren zu lassen, dass sie nicht verstoßen sind. Und ihre lachenden Gesichter, ihre kleinen Geschenke haben mir gezeigt, dass die Mühe nicht umsonst war. [...]

Als ich ein blödes Mädchen an ihrem Geburtstag fragte, ob sie sich freue, sagte sie: „Ich steh in meines Herren Hand“. Das ist die Haltung, die das Leben erträglich und lebenswert macht. Aber ich hatte auch die Freude, gesunde Menschen helfend begleiten zu dürfen. Ich war in einem Altersheim tätig. Bodelschwingh hat sich der „Brüder von der Landstraße“, der Gestrandeten, besonders angenommen. Er hat den Heimatlosen eine Heimat gegeben. [...]

Bei den Jungen, die in Fürsorgeerziehung standen, galt es, auch die strengen Saiten aufzuziehen. Es galt, sie von den dummen Gedanken durch die körperlich anstrengende Arbeit des Torfstichs abzubringen und sie in Güte und Strenge, bei der Arbeit und in der Freizeitgestaltung auf den rechten Weg zu weisen. [...]

Wenn ich jetzt an Bethel denke, kommt es mir wie eine Insel der Seligen vor. Aber ich möchte nicht immer dort sein. Ich habe mir dort Kraft geholt für den Kampf in der Welt, in welcher kein so guter Geist herrscht. Ich möchte die Welt nicht zu einem großen Bethel machen, dazu war der Geist dort andererseits wieder zu eng, zu eigenartig. Aber ich möchte doch den guten Geist in die Welt tragen. [...]

Lieber Christian!

[...] Ich habe dann später Deine Einstellung vor allem zur Jetztzeit immer weniger verstanden. Du schriebst einmal, Du seist nun so überzeugter Christ geworden, dass Du vielleicht sogar gegen den Nationalsozialismus kämpfen würdest. Da konnte ich nicht mehr mit. Ich war überzeugter Nationalsozialist und bin es heute noch mehr. Siehst Du nicht die Größe dieser Zeit? Ist es nicht die uns von Gott für unser Leben gegebene Aufgabe, alle unsere Kräfte zu entfalten und in den Dienst unseres Volkes und damit unserer Zeit zu stellen? Wir sind in erster Linie immer Deutsche. Und mir scheint, die höchste Einsatzbereitschaft und Pflichterfüllung gegenüber dem Volk ist zugleich der beste Gottesdienst, an welchem Platz man dabei im Einzelnen steht, ob als Bauer oder Handwerker, als Soldat oder auch – als Pfarrer – das ist letzten Endes unwesentlich. Es kommt einzig auf den Einsatz an und auf das Bewusstsein der Verantwortung gegenüber dem größeren Ganzen und darüber hinaus gegenüber Gott.

In einem Brief schreibst Du mir über die Stellung, die Du dem Krieg gegenüber einnimmst. Ich weiß nicht, ob ich Dich da ganz richtig verstanden hab. Als ich ihn gelesen hatte, war ich enttäuscht. Es war einer von den Briefen, die mich glauben machten, ich könnte Dich doch nie wieder verstehen. Sag, kannst Du zum Krieg, zu diesem Krieg insbesondere, nicht 100%ig ja sagen? Ich tue es mit meinem ganzen Herzen. Vielleicht erscheint Dir das wunderbarlich und kalt und herzlos. Wie kann eine Frau so empfinden? O ja, Krieg ist unerbittlich hart und grausam. Ich habe die Härte schmerzlich an mir selbst erfahren, aber ich muss ihn doch bejahen, weil ich von seiner Notwendigkeit überzeugt bin. Nietzsche sagt: Alles Notwendige ist gut. Es ist eine harte Erkenntnis, die ich teile. So lange es Menschen gibt, die in ihrer Brust die Wahl haben zwischen gut und böse, hell und dunkel, so lange wird es Kampf geben, und so lange werden auch Kriege sein müssen zwischen den Völkern. Kampf ist Auslese und Krieg ist es auch, und ich glaube, dass es nach Gottes Willen am Ende eine Entwicklung zum Guten ist.

Meine Haltung im Krieg ist durch die Liebe zu Helmut zu einem großen Teil geformt worden. Ich liebte Helmut ganz besonders um seiner freudigen Einsatzbereitschaft willen, um des hohen Idealismus willen, mit dem er die Größe der Aufgaben unseres Volkes in dieser Zeit erkannte und sich – kühn und zukunftsgläubig daran mitbauend – mit allen seinen Kräften und schöpferischen Fähigkeiten mitten hineinstellte – nach seinen eigenen Worten sich selbst, seinem Volk und seinem Gott verantwortlich. Mein Herz sagte tausend Mal ja dazu, und ich begann an mir zu arbeiten. Ich wollte sein Kamerad sein, in gleicher Bereitschaft und bis zum letzten zuverlässig. So betete ich auch nicht: Herrgott, erhalte mir, schütze meinen Helmut! sondern: segne ihn und gib uns beiden Kraft zu unserem Weg. – Der Gedanke: Tod wurde mir vertraut, weil er es ihm sein musste. Sieh, und dann bin ich doch als sein Kamerad mitgegangen bis zuletzt, und weil er mich gelehrt hatte, tapfer zu sein, bin ich es heut und immer. Meine Frage an Dich ist nun noch einmal: Wie stehst Du in diesem Krieg? Stellst Du Dich positiv zu ihm ein, weil Du ein Mensch bist, der gewohnt ist, seine Pflicht zu tun oder weil Dein ganzes Inneres Dich dazu treibt und heiß ist, weil es in dem großen Ringen mithelfen kann? –

Noch auf einen anderen Brief von Dir möchte ich kurz eingehen, den Bericht, in dem Du mir erzählst, welch tiefen Eindruck die Arbeit in Bethel auf Dich gemacht hat. Auch hierin verstehe ich Dich nämlich nicht. Da bist Du mir so fern, so fremd, dass ich keinen Weg, keine Brücke mehr sehen kann, die uns wieder zueinander führen könnte. Auch daher mein etwas heftiger erster Brief. Weißt Du, wie ich reagierte, als ich las: Mit Kopfschütteln und geballten Fäusten und einer zitternden Er-

regung, die sich wehrte: Das ist nicht Christian! – Ich begreife Dich nicht. – Zunächst einmal muss ich feststellen, dass mir allerdings Menschen, die sich in den entsagungsvollen Dienst der Pflege erbkrankter und schwachsinniger Mitmenschen stellen, eine Art Bewunderung abringen. Es gehört menschliche Größe dazu, so selbstlos und so ohne Hoffnung für die Zukunft zu dienen, aber mir ist solche Größe doch fern und unverständlich. Ich will dem Leben dienen und der Zukunft. In den letzten Jahren bin ich dem Leben in der Natur immer stärker verwachsen. Ich glaube, dass in allem Geschehen in der Natur göttliches Walten spürbar ist. In der Natur ist Kampf. Natur ist hart und grausam zuzeiten. Das Schwache und Kranke merzt die Natur unerbittlich aus. Wir Menschen lassen dies für uns nicht mehr gelten. Wir sind „human“, wir sprechen von Nächstenliebe. Wer aber sagt uns, dass es wirklich ein guter Dienst ist, den wir den armen Menschen leisten, wenn wir sie durch Jahrzehnte hindurch mühsam pflegen und am Leben halten – sich und anderen zur Qual? Du meinst, es sei gar nicht so klar, dass es für sie eine Qual sei? Aber ich frage dagegen: Ist es sinnvoll, eine ganze schöpferische Menschenkraft hier einzusetzen, die anderswo so viel mehr leisten, am lebendigen Leben schaffen und der Zukunft dienstbar sein könnte?

Ich verstehe nicht und werde nie, niemals verstehen, wie Du befriedigt sein kannst, wenn ein blödes Mädchen Dir auf die Frage, ob es sich freut, antwortet: „Ich steh in meines Herren Hand.“ Ich seh darin nicht eine Haltung, die das Leben erträglich und lebenswert macht, sondern nehme an, dass sie einfach stumpf und stur nachredet, was Du ihr einmal vorgepredigt hast. Ich sehe in solchem Dienst keine Lebensaufgabe. Und ich möchte Dich wachrütteln und Dir zurufen: Christian, auf welchen Abweg bist Du da geraten, komm doch endlich, endlich zu Dir! – Nein, nicht umstimmen möchte ich Dich, dann müsste ich ja erneut an Dir zweifeln, nur zu Dir selbst zurückführen, weil ich Dich anders zu kennen glaube. Alles dies siehst Du natürlich nicht ein. Weißt Du nun um den großen Abgrund zwischen uns? Siehst Du Deinen Weg?

Alles in mir gehört dem Leben und der Zukunft. Ich sehe da eine viel schönere und größere Aufgabe, Menschen in ihrem innersten Wesen zu erfassen und aufzuschließen und zur Frömmigkeit und zu Gott zu führen, gesunde Menschen, die auch wach im Leben stehen und am Leben bauen. Ihnen zum Vorbild leben, ihnen zur Seite zu stehen in der Entscheidung zwischen gut und böse, die nun einmal in jedem Menschenherzen beschlossen liegt, ihr Kamerad sein, der helfen kann, weil er selbst tiefer gesucht und gerungen hat. Dazu gehört ein tiefes Verankert-Sein im eigenen Volkstum und eine Weite der Seele, die nicht in der Engherzigkeit von Dogmen erstarrt. –

Und noch etwas muss ich Dir sagen, gerade als Gegenstück zu meiner Einstellung gegenüber Bethel. – Kurz ehe ich die Nachricht von Helmut's Tod erhielt, träumte ich, dass ihm etwas zugestoßen sei. Der Traum beschäftigte mich den ganzen Tag über sehr stark. Ich musste alle Möglichkeiten durchdenken. Wenn er z. B. Krüppel würde, etwa beide Beine verlöre. Ich stellte mir sehr ernst die Frage: Gretel Liebelt, traust Du Dir zu, so viel Liebe, so viel hellen Mut, so viel innere Kraft aufzubringen, dass Du ihm das Leben noch wieder lebenswert machen könntest? Ich habe lange darum gegrübelt, denn es ist eine schwere Frage. Aber ich konnte mit einem befreienden Ja antworten: Aus Mitleid? Nein! Aber aus Liebe und aus Freude am Leben! [...]

.....

Christian an Margarete

Im Osten, 29.9.42 (19)

Liebe Gretel,

[...] Mir wäre es lieber, wenn dieser Krieg nicht wäre. Ich kenne keinen in meiner Umgebung, der kriegsbegeistert ist. Aber die meisten sehen ein, dass diese Auseinandersetzung notwendig ist, besonders die mit dem Bolschewismus. Und ich sehe das auch 100% ein. Ich sehe die Möglichkeiten, die eine siegreiche Entscheidung unserem Volk bieten wird. Und dafür setze ich mein Leben gern ein. Aber „was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“. Hier ist der Angelpunkt für mich. Ich sehe, dass der Krieg frei macht vom Ich, zum Einsatz des Lebens. Ich sehe aber öfters, wie er auch die Begierden des Ich entfesselt. Das Beutemachen spielt eine große Rolle zur eigenen Bereicherung. Dabei spielen fremde Menschenschicksale und Menschenleben keine Rolle. Ich nehme auch, was ich brauche, wenn es sein muss mit Gewalt. Aber nie, um mir auf Kosten eines leidenden Gegners eine Bequemlichkeit zu beschaffen. Ich habe hier auch noch keinen gesehen, der freudig ins feindliche Feuer gegangen wäre. Wir tun es alle aus innerem Pflichtbewusstsein, für ein größeres Deutschland.

Mir als Christen spielt noch ein anderer Gedanke eine entscheidende Rolle: „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Brüder.“ Das ist mir Lebenszweck und Gebot. [...]

Du siehst, dass meine letzten Beweggründe über das Volk hinaus gehen. Die Größe Volk führt uns zu einem Teil vom Eigennutz zum Gemeinnutz. Aber die letzte und entscheidende Größe kann das Volk nicht sein. Es gibt doch auch ein „Abendland“ und eine „Menschheit“, der wir verpflichtet sind. Letzten Endes finde ich es sogar widersinnig, dass die Völker so egoistisch sind. So wie ich es als Soldat nicht für richtig halte, dass die Sorge um das Allgemeinwohl nur bis zur Grenze der Kompanie, der Feldküchengemeinschaft geht. Die Hauptsache, dass die Kompanie etwas „organisiert“, auch wenn andere Einheiten dabei geschädigt werden! Ich sehe dahinter doch wieder den Egoismus des Einzelnen. Ähnlich auch beim Futterneid der Völker.

Ich weiß, dass immer Krieg war und immer sein muss. Aber das ist für mich kein Grund, ihn an sich gut zu finden. Vielleicht sind doch die Menschen daran schuld. Ich habe die Gewissheit, dass es auf der Erde anders sein könnte, wenn der Egoismus, das Kreisen um sich selbst, nicht wäre, deshalb interessiert mich der einzelne Mensch besonders in der Hinsicht, wie ich ihn von sich zu Gott und zum Mitmenschen bringen kann. [...]

Christian an Margarete

Im Osten, 4.10.42 (22)

Liebe Gretel,

[...] Eben habe ich die Rede Görings gehört. Sie ist mir beinahe eindrücklicher gewesen als die kürzliche des Führers. Hermann spricht anschaulicher und derber, sodass es besser eingeht. Ich bewundere immer die Energie, die aus ihm wie aus dem Führer spricht. Eisern gehen sie auf das Ziel los. Was sich in den Weg stellt, wird beiseite geschoben. Und ihre Ziele sind wirklich groß. Es lohnt sich schon, dafür sein Leben einzusetzen.

Vielleicht sind sie mir zu groß. Ich würde besser in die Zeit Bismarcks passen. Da waren die Ziele beschränkter. Da ließ man auch anderen Völkern Lebensraum. Denn schließlich hat doch jedes Volk sein Recht auf Leben. Wir aber vernichten z. B. die Juden systematisch. Und mit den Tschechen und Polen gehen wir hart um. Uns jedenfalls ist es nach dem Weltkriege besser gegangen.

Jede Zeit hat neue Aufgaben. Vielleicht sind unsere größer geworden. Ich will in dieser Hinsicht gern lernen. Bismarck jedenfalls ist auch hart gewesen. Er hat aber die Grenzen gekannt, bis zu denen er in der Verantwortung vor dem christlichen Gott gehen durfte. Ob wir heute über diese Grenzen hinaus gehen?

Andererseits steht fest, dass z. B. die Engländer über ihre Grenzen hinausgegangen sind. Da ist es noch eine Selbstbeschränkung, wenn wir Land im Osten nehmen. Dann müssen die Ostvölker eben ausweichen und umgesiedelt werden. Wenn nur alles in der Verantwortung vor Gott geschieht! [...]

.....

Margarete an Christian

Glücksburg, 6.1.43 (19)

Mein lieber Christian!

[...] Vor mir liegt der Brief, in dem Du die Probleme aus Wagners „Siegfried“ in unsere heutige Zeit hineinstellst. Du meinst, dass im Grunde auch dieser Krieg um der Habsucht, der Herrschsucht willen geführt wird. Auf der Seite unserer Gegner war das bestimmt von Anfang an der Fall! Wir aber, das ist meine Überzeugung, traten in ihn ein, weil wir unser Lebensrecht gegenüber einer Vergewaltigung [handschriftliche Einfügung von Christian: „Polen?“] verteidigen und uns freieren Lebensraum erkämpfen mussten, wenn andere Völker uns nicht überrennen und ersticken sollten. Niemals, auch heute nicht – so sagt mir ein starkes sicheres Vertrauen – hat Herrschsucht [Einfügung von Christian: „Herrenvolk“] den Führer in seinen Entschlüssen geleitet, sondern immer nur war es der Wunsch und Wille, unserem Volk zu dienen und in der Überzeugung, dass unser Volk ein innerlich, seelisch und geistig reifes und begnadetes ist und eine höhere Sendung zu erfüllen hat, damit auch für Europa und die ganze Menschheit zu bauen. Das aus den Anfängen des Krieges ein so weltweites Ringen mit so unvorstellbaren Folgeentwicklungen entbrennen würde, hat wohl auch der Führer kaum geahnt und sicher nicht gewollt. Der Führer ist ein ganz Großer, Einsamer und nach meinem Gefühl ein von Gott besonders begnadeter und gesegneter Mensch [Einfügung von Christian: „gegen Christus“]. Er geht unbeirrt durch die Meinung und die Verleumdung anderer seinen Weg und trifft seine Entschlüsse aus der sicheren Erkenntnis der Lage heraus und dem Willen, sie zu meistern zum Besten für alle. Seine Entschlüsse entspringen nicht ichsüchtigem Machtstreben [Einfügung von Christian: „Stolz, Ehre“], sondern sind ein einziges Dienen und Sich-Hingeben an eine große Aufgabe, um derentwillen auch große und manchmal vielleicht unverständliche Härten gegenüber dem eigenen und fremden Völkern nötig sind. Nach meiner Überzeugung wird ein Friede, den der Führer baut, nicht von Habsucht und Herrschsucht bestimmt sein, sondern soweit es menschenmöglich ist, eine vernünftige und dauerhafte Ordnung zu schaffen versuchen, die allen Völkern Freiheit zur Entfaltung ihrer Eigenart gibt, den tüchtigsten aber die politische Führung überträgt. Ich könnte mir vorstellen, dass wir „um der Vernunft und des Friedens willen“ sogar auf einiges verzichteten, und dass viele den Führer darum tadeln und nicht verstehen könnten, genau wie im Krieg 1866 nach der Schlacht von Königgrätz Bismarck nicht verstanden wurde, weil er nach einem solchen Sieg den Kampf nicht weiterführen und längeres Blutvergießen im Bruderkrieg vermeiden wollte. Bismarck hat damals gegen eine erdrückende Mehrheit doch gesiegt. Warum sollten wir heute zweifeln? Mein Vertrauen zum Führer ist so groß wie das Vertrauen zu einem Menschen nur sein kann, es schließt ein, dass ein Mensch – und sei es der beste und tüchtigste – auch irren und Fehler machen kann. Ein Grund, nicht mehr zu ihm zu stehen, ist durch einen Irrtum [Einfügung durch

Christian: „Kritik“] aber nicht gegeben. Zu Bismarcks Zeiten wurde der Bau des Reiches begonnen, heute wird schon der Grundstein für den Bau des Kontinents [Einfügung durch Christian: „Berechtigung“] gelegt. Harte Kämpfe sind ausgefochten worden, ehe Preußens Führerstellung im Reich sich durchgesetzt hatte, auch der Zusammenschluss zur europäischen Völkergemeinschaft geht nicht ohne Schmerzen und Kämpfe vor sich. – Niemals glaube ich an einen Verrat an unseren Bundesgenossen, solange der Führer das Geschick des Reiches in Händen hält, nicht. [...]

.....

Christian an Margarete

30.6.43 (30)

Meine ganze Liebe,
 [...] Gestern ging ich mit einigen Kameraden und bummelte durch den Abend. Wir kamen auf den Krieg zu sprechen und waren recht deprimiert. Besonders unser Adjutant, der seine Angehörigen im luftgefährdeten Kiel hat.
 Wir fanden keine Antwort auf die Fragen, wie der Krieg siegreich enden wird, wie Russland in die Knie gezwungen werden soll, wie wir den Luftkrieg überleben werden. Es fehlte auch das Vertrauen zur Führung. [...]

.....

Margarete an Christian

29.8.43 (61)

Mein lieber Christian!
 [...] Spielscharen der Hitlerjugend singen im Radio alte und neue Volksweisen. Sie klingen tief in mich hinein. Schwingt in ihnen nicht die Seele unseres Volkes in der ganzen Bewegtheit und bunten Vielfalt ihres Lebens? Im Volkslied ist alles einfach, recht und wahr. Es spiegelt in Zartheit und Innigkeit, in frohem oder trutzigem Kampfesmut, in überschäumender Fröhlichkeit und in heiligem Ernst, in dem reinen Empfinden höchster Freude oder tiefsten Leides den besten und edelsten Kern deutschen Wesens. – Mich macht dieses Singen im Innersten froh. Dass wir in dieser grausam harten Kriegszeit noch so singen können! Es ist fast wie ein Wunder, und es ist ein tiefer Segen für uns. Sieh, Christian, darin liegt, glaub ich, ein entscheidender Unterschied zwischen den anderen Völkern und uns Deutschen, dass in uns bei aller Härte und Grausamkeit der Kriegführung immer die starken Kräfte des Gemüts lebendig bleiben und sichtbar hervortreten und wirken wollen, sobald sich nur einmal die Möglichkeit bietet. Vielleicht ist es nicht nur unsere größte Stärke, sondern manches Mal auch eine nicht mehr gut zu machende Schwäche, dass wir in allem unser Herz so entscheidend mitreden lassen. Was unseren Feinden Selbstverständlichkeit ist: Brutalster, rücksichtslosester Kampf mit allen Mitteln, das ist für uns etwas, was wir erst unter dem Zwang, den gegnerischen Methoden zu begegnen, lernen müssen. Zerstörung und Vernichtung, das sind Begriffe, die uns Deutschen im Innersten fern sind. Wir möchten schaffen, aufbauen, darum ist es für uns auch besonders schwer, mit den Wegen und Kampfmitteln dieses Krieges fertig zu werden. Eins ist klar: wenn wir in manchen Dingen unerbittlich hart und Juden und Partisanen gegenüber sogar oft unerhört grausam sind, so ist das nur eine leider notwendige Gegenwehr gegen noch viel unmenschlichere Grausamkeit, die der Hass jener anderen sich für uns ausdachte. Wir kämen gewiss nicht auf den Gedanken, einen anderen sinnlos zu quälen oder gar Tausende grausam in den Tod zu schicken, aber das, was uns

jetzt und im Lauf von vielen Jahren vorher von den Juden und ihren Helfern angetan worden ist, das fordert Vergeltung. Ein Volk, das sich nicht wehrt gegen Beschmutzung, Vergewaltigung und immer neue Schläge, ist ehrlos und verliert sein Lebensrecht. Der Jude hat auf jedem Gebiet des sittlichen und geistigen Lebens großes Unheil gestiftet. Nun muss er den Lohn dafür in Empfang nehmen. So sehe ich einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Schweren, das die Volksdeutschen in aller Herren Länder ertragen müssen, den Massenmorden in Winniza und unseren harten Maßnahmen gegen die Juden. – Der Jude hat gewisslich immer nur für seinen eigenen Nutzen und nicht im Dienst für die Menschheit gelebt. Warum aber hasst er uns Deutsche so besonders? Vielleicht, weil er im Deutschen das entgegengesetzte Lebensprinzip erkennt. Der Jude saugt in einem uralten Machtanspruch zum eigenen Nutzen aus den Kraftquellen der Menschheit, der Deutsche aber möchte in einer Berufung, die er in sich fühlt, neue Kraftströme in die Welt hineinragen, er möchte schaffen für die Menschheit und ihr auf dem Weg zum Guten vorangehen. Dass die Welt einmal am deutschen Wesen genesen wird, war der Traum unserer Vorfahren in vielen Jahrhunderten, für uns heute bedeutet es Verantwortung. Wir kämpfen in diesem Krieg um das Lebensrecht unseres Volkes und damit um die Grundlagen, unsere guten und positiv aufbauenden Kräfte zum Segen für die Menschheit einzusetzen und zu entfalten. Wir haben die Waffen erhoben zur Vernichtung aller zersetzenden, verneinenden Mächte. So sehe ich unsere Stellung in dem großen Ringen. Und so gewinne ich auch den Glauben an den Sinn und die gerechte Sache unseres Einsatzes. Man kann nicht kämpfen, wenn man nicht weiß wofür, und nicht, wenn man von vornherein am Erfolg zweifelt. Trotzdem ist mir klar, dass zu jeder Zeit die letzte Entscheidung nicht bei uns, sondern bei Gott liegt, und dass wir uns auch in diesem Kampf seinem Willen beugen müssen.

Der deutsche Soldat hat ein Herz auch für die Kinder des Feindes. Er gibt ihnen Brot, wenn sie Hunger haben, und würde sich schämen, mit Flugzeugen explodierendes Kinderspielzeug abzuwerfen, wie die Amerikaner es getan haben. Der deutsche Soldat macht sein Herz frei von aller Härte, wenn der Kampf vorbei ist. – Gibt es irgendwo in der Welt Lieder von solcher Tiefe und Innerlichkeit wie das deutsche Volkslied? [...]

.....

Margarete an Christian

6.9.44 (89)

Du mein lieber, ferner Mann!

[...] Ich habe Vertrauen. Alles wird so geschehen, wie es von einem höheren Standpunkt aus gut ist. Das persönliche Leben wird klein und bedeutungslos vor dem Größeren, das bedroht ist und auf dem Spiele steht. Dass einmal russische Horden in friedlichen deutschen Dörfern hausen könnten, ist einfach unvorstellbar. Es wird auch nie sein. Ohne letzten Einsatz sind wir nicht reif für Sieg und Frieden. [...]

.....

Christian an Margarete

1.11.44 (88)

Meine liebe Gretel,

[...] Dieser Krieg ist das Unmenschlichste, was der Mensch je getan hat. Die Städte Europas wurden in Schutt und Asche gelegt. Soldaten plündern und mor-

den. Die Völker sind gegeneinander verhetzt. Für uns ist der Jude kein vollwertiger Mensch, und wir sind in den Augen unserer Feinde Hunnen. Sie sehen uns als diejenigen, die den Krieg vom Zaune gebrochen haben, sie sehen uns überhaupt als diejenigen, die immer wieder Unruhe und Krieg in Europa entfacht haben. Deshalb wollen sie uns diesmal total vernichten. Und wir sehen, dass sie auf ihren Geldsäcken sitzen und uns, die wir nichts haben, nichts gönnen. Sie wollen die ungerechte Verteilung der Güter auf dieser Erde verewigen. Und nun sind wir so ineinander verbissen wie zwei Hunde, die nicht eher loslassen, bis einer blutig am Boden bleibt. [...]

.....

Christian an Margarete

12.11.44 (92)

Meine liebe Gretel,
[...] schieben sich mir Wirklichkeiten wie dunkle Wolken vor: die Zerstörung der Synagogen und – gerade, wenn Himmler spricht – die Judenmorde der SS im Osten. Und wenn der Führer vom Allmächtigen redet, dann spüre ich dahinter einen anderen Gott als den christlichen. Und weil ich diesen als den rechten ansehe, kann ich dem anderen nicht mit ganzem Herzen folgen.

Christian an Margarete

6.12.44 (97)

Du Gute, Du!
[...] Und Du trittst so für den Nationalsozialismus ein und siehst auch hinter allem Trüben so viel Sonne, dass ich es fast nicht über mich bringe, neue Wolken vorzuschieben. Aber da ich durch Deine Gründe doch nicht überzeugt worden bin, und ich die Klarheit liebe und den Kampf, will ich auf Deinen Brief eingehen. [...]
Ich habe gestern einige Seiten Führerworte genau studiert. Alles, auch die Norm für gut und böse, richtet sich nach dem deutschen Volke aus. Gut ist, was meinem Volke nützt. Ich halte es für falsch, das Volk als höchsten Wert hinzustellen. Volksegoismus ist von einem höheren Gesichtspunkt aus gesehen nicht besser als Egoismus des Einzelnen. Sicher ~~haben~~ wollen wir jedem Volk sein Recht zukommen lassen – aber frage einmal die von uns besetzt gewesenen Völker, was sie darüber denken. Und wenn man schon der Meinung ist, dass man die Widerspenstigen zu ihrem Glück zwingen muss – an den Judenpogromen sehe ich, dass wir zu weit gehen. Wir dürfen hart, aber nicht unmenschlich sein. [...]
Der falsche Gebrauch des Volkes als Norm der Moral ist natürlich nur ein Beispiel. Andere Übertreibungen sind die Beschränkung der Meinungsfreiheit in Wort und Presse, die einseitige Betonung des Militärischen, die ausschließliche Führung des Staates durch einen einzelnen und anderes mehr. [...]

.....

Christian an Margarete

10.2.45 (120)

Mein liebes Rankerchen,
[...] Es kommt nicht darauf an, dass wir den Krieg lebend überstehen, sondern dass wir nicht feig sind. Ich selbst meine, dass der Soldatentod möglichst in einem Augenblick, da ich eine soldatische Aufgabe löse, erstrebenswerter ist als das Leben nach einem verlorenen Kriege. Wenn mir das beschieden sein sollte, darfst Du stolz, aber auf keinen Fall mitleidig oder bedauernd sein.

Ich sehe den Krieg jetzt sehr nüchtern. Seit 1800 hat sich die Menschheit auf 2 Milliarden verdoppelt. Bei gutem Willen hätten sie Lebensraum genug. Aber der rücksichtslose Egoismus des Einzelnen und der Völker will halten, was er hat, und haben, was er nicht hat. So ist es auch zu diesem Kriege gekommen. Unsere Feinde wollen unser Volk reduzieren. Wenn es sein soll, dann wird eben auch unser Leben ausgelöscht. – Gott lenkt auch diesen Krieg. Aber er ist nicht schuld daran. Es ist unsere Schuld, dass wir die Fragen nicht im Guten lösen. Er lässt es zu, dass wir uns wie Wahnsinnige zerfleischen. Aber er erwartet von uns, dass wir uns dem Schicksal nicht feig zu entziehen suchen, sondern bereit sind, das Leben zu lassen für das Ideal, für den Kameraden, für die Angehörigen. So wie es Christus getan hat. [...]

.....

Margarete: Tagebuch 1936 bis 1945

23.4.45

[...] Dass der Führer selbst in Berlin weilt und persönlich den Kampf leitet, macht den Herzschlag stocken und lässt doch zugleich das Herz höher und freier schlagen. Der Führer ist da, wo die Gefahr am höchsten ist. Er ist sich treu, sollten wir ihm nicht treu sein bis zum Sieg oder zum Untergang. Weg ohne Wahl! [...]

.....

Margarete: Tagebuch 1936 bis 1945

8.5.45

[...] Gott hat uns den Sieg nicht geschenkt. Wir waren wohl noch nicht reif dafür. Des Führers Ideen waren groß und gut und sein Wollen rein, wenn er auf dem Weg vielleicht auch manchmal irrte und zu hart, unerbittlich und ablehnend gegenüber Einwänden anderer verfuhr. Mit dem, was wir jetzt von den Konzentrationslagern zu hören bekommen – und was sonst in unserem Volke morsch und faul war, hat er nichts gemein, genau wie die große Mehrheit unseres Volkes. Dass er blind vertraute, dass er unser Volk im Ganzen für anständiger und reifer hielt, als es war, dass die Kunde von Gemeinheit und Verbrechen nicht bis zu ihm dringen konnte, daran mag er wohl gescheitert sein. [...]

¹ Friedrich Otto Coch war Nationalsozialist und wurde 1933 als deutsch-christlicher Landesbischof in Sachsen eingesetzt.

² Walter Angst bezieht sich hier auf die Dauer der „Weimarer Demokratie“ in Deutschland.

³ Am 3.10.35 drangen italienische Truppen in Abessinien ein. Der Italienisch-Äthiopische Krieg dauerte bis zum 9.5.36 und endete mit der Annexion Äthiopiens (des damaligen Kaiserreichs Abessinien) und der Gründung der Kolonie Italienisch-Ostafrika. Italien setzte in diesem Krieg auch Giftgas ein.

⁴ Deutsche Studentenschaft

⁵ Dort steht in der Bibel: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen ... und Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst ...“